

**Superstars: Cristiano Ronaldo, Pamela Anderson, Müslüm**

Nummer 25 – 21. Juni 2012 – 80. Jahrgang  
Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.90

# DIE WELTWOCH



## Warum es uns gibt

Evolution: Wie der Hund dem Homo sapiens zum Sieg verhalf.

Von Urs Gehriger

## Breivik und der freie Wille

Ist der norwegische Massenmörder krank oder kriminell? Von Alex Reichmuth

## Fall Hildebrand: Das Ende der Legenden

Ein Dok-Film des Schweizer Fernsehens räumt mit den Opfermythen um den ehemaligen Nationalbank-Präsidenten auf. Von Philipp Gut





**Coop ist nachhaltigste  
Detailhändlerin der Welt.**

Coop belegte 2011 den 1. Platz im oekom  
Corporate Rating der Einzelhändler.

# Für Tiere, die draussen daheim sind.

Fleisch und Eier von Naturafarm kommen garantiert aus der Schweiz. Auslauf- oder Freilandhaltung, tierfreundliche Ställe sowie Fütterung ohne Gentechnik werden vorausgesetzt. Durch regelmässige und unabhängige Kontrollen überprüfen die unabhängigen

Zertifizierungsstellen Schweizer Tierschutz STS und beef control die Einhaltung der strengen Richtlinien für Schweine, Rinder, Kälber und Hühner.  
[www.coop.ch/naturafarm](http://www.coop.ch/naturafarm)



Für tierfreundliche Haltung.



Für mich und dich.

## Intern

Seine Videos werden auf Youtube hunderttausendfach angeklickt, er ist der Held auf den Schweizer Schulhöfen: Müslüm ist die Komik-Kunstfigur der Stunde. Grund genug, den Mann hinter Müslüm, Semih Yavsaner, zu besuchen. Allein die Ankündigung, dass die *Weltwoche* den in Bern aufgewachsenen Türken porträtieren möchte, liess in seinem Umfeld



*Schweizer Star auf Youtube:* Komiker Müslüm.

die Alarmglocken klingeln. Müslüms Regisseurin Meret Matter lehnte ein Gespräch zur Vorbereitung ab, sein Manager und Anwalt Andy Gross schickte eine Liste von Bedingungen, die bei einem Treffen mit seinem Klienten eingehalten werden sollen. Ein Anruf unseres Redaktors Rico Bandle in Gross' Kanzlei wurde brüsk unterbrochen. Glücklicherweise erwies sich Yavsaner als umgänglicher und offener als man befürchten musste: Zwei Stunden erzählte er Bandle offen von seinem Werdegang, wie er den plötzlichen Erfolg als Müslüm erlebt und weshalb er sich nicht von linken Parteien vereinnahmen lassen möchte. **Seite 36**

In weiten Kreisen der Öffentlichkeit gilt der ehemalige Nationalbank-Präsident Philipp Hildebrand, der über private Aktien- und Devisengeschäfte stolperte, als «Opfer» einer Medien- und Politikampagne. Mit dieser Legendenbildung räumt ein Dokumentarfilm auf, der vergangene Woche zu bester Sendezeit auf SF 1 lief. Rechercheur Hansjürg Zumstein zeichnet minutiös die Verfehlungen nach, die Hildebrands Verbleib an der SNB-Spitze unmöglich machten. Das Verdienst des Films, der von den Medien weitgehend totgeschwiegen

wurde, sei es, dass er den Blick zurück auf das Wesentliche lenke, schreibt Inlandchef Philipp Gut in seiner Kritik auf **Seite 26**.

Wem glauben, wenn alle lügen? Das war die grosse Frage an einem kuriosen Gerichtsprozess in Zürich. Auf der Anklagebank sass ein 36-jähriger Rom, der seine Ex-Frau jahrelang routinemässig vergewaltigt haben soll. Der gewalttätige Familienvater wurde mit Fussfesseln von zwei bewaffneten Polizisten ins Gericht geführt. Lucien Scherrer sah einen Mann, der sich nur mit Mühe beherrschen konnte und vehement seine Unschuld beteuerte – zum Teil mit abenteuerlichen Geschichten. Während der Verhandlung kam heraus, dass der Angeklagte einem Clan angehört, der von Scheinehen, Bettel und Staatsgeldern lebt. Die Kunst des Fabulierens gehört zum Geschäft – auch das angebliche Opfer beherrscht sie bestens. Das Gericht kaufte ihr die Vergewaltigungsgeschichte trotzdem ab. Der Verteidiger des Roma-Mannes hatte für das ganze Verfahren nur ein Wort übrig: «haarsträubend». **Seite 30**

Acht Monate nach dem Ende des Bürgerkriegs ist es ruhig geworden um Libyen. Wenn westliche Medien über das Land berichten, dann meist nur mit düsteren Schilderungen. Ausgeblendet wird, dass in den meisten Landesteilen Ruhe herrscht und Waffen grösstenteils aus der Öffentlichkeit verschwunden sind. Die Libyer sind gerade dabei, sich an ihre neuen Freiheiten zu gewöhnen. Dazu gehören auch die Parteien, die unter Gaddafi verboten waren und die jetzt während bloss achtzehn Tagen um die Gunst der Wähler streiten dürfen. Am 7. Juli wählt Libyen. Kurt Pelda hat das Land während der Unruhen immer wieder besucht und berichtet jetzt über den ersten Wahlkampf seit sechzig Jahren. **Seite 42** *Ihre Weltwoche*

**Wann ist es Zeit für eine ganz persönliche Beratung?**

**LGT. Partner für Generationen.**  
LGT Bank (Schweiz) AG

www.lgt.ch



Private  
Banking

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch

**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer

Mark van Huissing

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Pia Reinacher, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Pearlrie Frisch (*Assistentin*)

**Layout:** Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

**Geschäftsführer:** Sandro Rüeegger

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Jean-Claude Plüss (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung Stil-Ausgaben*),

Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Internetverkauf:** Stailamedia

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Dieselstrasse 22, 8404 Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in  
switzerland

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)





## Toyota GT 86

# Fahrdynamik-Training

Perfektionieren Sie Ihre Fahrkünste unter Anleitung erfahrener Instruktoren auf einer Rennstrecke – und lernen Sie dabei auch gleich noch den neuen, dynamischen Toyota GT86 kennen.

Donnerstag, 6. September 2012, Anneau du Rhin, Frankreich. Achtzig Auto-Enthusiasten treffen sich zum exklusiven, eintägigen Fahrdynamik-Training. Neben dem Perfektionieren der eigenen Lenkradkünste ergibt sich dabei die einmalige Gelegenheit, den neuen Toyota GT 86 in kleinen Gruppen auf Herz und Nieren zu testen. Die Weltwoche und Toyota offerieren Ihnen einen exklusiven Startplatz für nur Fr. 330.– pro Person.

Unter der Leitung von Instruktoren des Driving Center Schweiz werden Sie Runde für Runde geniessen. Rasen? Nein. Schnell und sauber auf der Ideallinie um den Kurs fahren? Ja, und zwar unter sicheren Bedingungen.

Dafür gibt es kaum ein besser geeignetes Fahrzeug als den neuen Toyota GT 86, massgeblich mitentwickelt vom Toyota-Chef und begeisterten Rennfahrer Akio Toyoda. Ein Sportwagen reiner Prägung, mit dynamischem Heckantrieb und extrem tiefem Schwerpunkt. Durch sein Leergewicht von nur zirka 1200 kg und die ausgeglichene Gewichtsverteilung ist der GT86 extrem handlich und agil. Sein drehfreudiger 2,0-Liter-Boxermotor mit linearer Kraftentfaltung erreicht eine Spitzenleistung von 200 PS

(147 kW) bei 7000 U/min. Den GT 86 gibt es wahlweise mit manuellem 6-Gang-Getriebe oder 6-Gang-Automaten und serienmässig mit dem modernen Infotainment-System Toyota Touch®.

Dass der GT 86 auf der Rennstrecke zu Hause ist, hat sich bereits eindrücklich bestätigt: Das Toyota Swiss Racing Team qualifizierte sich mit dem GT 86 an der VLN-Langstreckenmeisterschaft auf dem Nürburgring für den Saisonhöhepunkt, das legendäre 24-Stunden-Rennen – und holte sich dabei auf Anhieb den Sieg in der Klasse V3 für Serienfahrzeuge!

Entdecken Sie den neuen Toyota GT 86 selbst, und perfektionieren Sie dabei Ihre Fahrtechnik. Reservieren Sie sich jetzt Ihren Rundkurs-Platz auf dem Anneau du Rhin.



### Weltwoche-Spezialangebot

#### Eintägiges Fahrdynamik-Training mit dem Toyota GT86

##### Datum

Donnerstag, 6. September 2012

##### Veranstalter

Toyota AG, 5745 Safenwil, [www.toyota.ch](http://www.toyota.ch)

##### Angebot / Preis pro Teilnehmer

Fr. 330.– inkl. ein Toyota GT86 zur Verfügung für das Fahrtraining, Anleitung durch erfahrene Instruktoren. Anreise individuell. Mittagessen.

##### Veranstaltungsort

Anneau du Rhin im Elsass, Frankreich

##### Anmeldung

E-Mail mit dem Vermerk «Weltwoche-Spezialangebot» an [info@toyota.ch](mailto:info@toyota.ch). (Da die Teilnehmerzahl beschränkt ist, werden die Anmeldungen in der Reihenfolge des Eingangs berücksichtigt.)

##### Weitere Infos

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

## Dichte-Stress

Die Schweiz sollte ihre Landesgrenzen wieder einführen. Um offener zu werden.

Von Roger Köppel

Die politischen Signale der letzten Woche sind verwirrend. Driftet die Schweiz nach rechts? Oder verfestigt sich die linke Sehnsucht nach mehr Staat und weniger Freiheit? Für den Rechtsruck spricht die Tatsache, dass sich über alle Parteien hinweg eine deutlich skeptischere Haltung gegenüber der ungebremsten Zuwanderung manifestiert. Im Nationalrat wurden die Asylgesetze verschärft. Über die Bande ferngesteuert von der SVP, setzten sich diesmal vor allem CVP und FDP in Szene. Aber auch das linke Spektrum rückt ausländerpolitisch nach rechts. Es mehren sich die Stimmen bei den Grünen und der SP, die von den negativen Auswirkungen der Migration sprechen. Die Skepsis deckt sich mit weitverbreiteten Stimmungen in der Bevölkerung.

Auf der anderen Seite: Das letzte Abstimmungswochenende brachte eine ganze Reihe ernüchternder Ergebnisse aus freiheitlich-marktwirtschaftlicher Sicht. Längere Ladenöffnungszeiten wurden abgeblockt. Steuerenkungen für Unternehmen kamen nicht durch. Im Gesundheitswesen setzte sich eine Art griechische Konsummentalität insofern durch, als die Leute nicht bereit waren, einen Aufpreis für die gänzlich freie Arztwahl zu bezahlen. Man will das bestmögliche Angebot zu Preisen, die erklärermassen nicht kostendeckend sind. In mehreren Kantonen wurde schliesslich die Vergabe von Bauland eingeschränkt oder mit zusätzlichen Abgaben belastet, Heimatschutz auch hier.

Nennen wir es den «Ich will meine Ruhe haben»-Effekt. Die Schweizerinnen und Schweizer scheinen, wenn wir es denn richtig interpretieren, unter Dichte-Stress zu leiden. Man spürt das Gedränge in den Zügen, auf den Autobahnen und im Wettbewerb um Arbeitsplätze. Kürzlich erklärte mir der Mitarbeiter eines liberalen Schweizer Think-Tanks, warum er gegen längere Ladenöffnungszeiten sei: Er wohne in der Nähe eines Restaurants, es herrsche täglich Lärm bis zehn Uhr abends, irgendwann müsse genug sein. An der Glarner Landsgemeinde entzündete sich vor ein paar Wochen eine intensive Debatte an der Frage, ob man an gewissen Feiertagen nicht auch private öffentliche Partys und Ladenöffnungen zulassen solle. Keine Chance: Das Argument, es brauche Inseln der Ruhe, setzte sich durch.

Täuscht der Eindruck, oder sucht die Schweiz zusehends politischen Schutz vor den Neben-



*Inseln der Ruhe.*

wirkungen einer allzu liberalen Einwanderungspolitik? Schutz vor Lärm, Zubetonierung und mehr Wettbewerb? Das würde immerhin den scheinbaren Widerspruch zwischen (rechter) Härte in Ausländerfragen und (linker) Abwehr von marktwirtschaftlichen Liberalisierungen erklären. Linke wie rechte Politiker sind sich seit Monaten darin einig, dass «Lohn-dumping» im Gefolge der offenen Grenzen entschieden zu bekämpfen sei, obwohl die Personenfreizügigkeit doch nicht zuletzt deshalb installiert wurde, weil sie durch mehr Konkurrenz die Lohnkosten drückt. Wie die *Weltwoche* seit Monaten besorgt berichtet, breitet sich in unserer Wirtschaft unkrautmässig ein Geflecht von Gesamtarbeitsverträgen aus, die eine der wesentlichsten Qualitäten unseres wirtschaftlichen Erfolgsmodells zerstören: den freien Arbeitsmarkt.

Früher gab es Grenzen, die den Zustrom in die Schweiz regelten. Es waren keine Betonmauern, sondern beidseits durchlässige Membranen, die wir je nach Aussendruck selber steuern konnten. Die Festigkeit der Aussen-grenzen produzierte Freiheit im Innern. Klare Grenzen haben eine beruhigende Wirkung, weil sie Verantwortungen klären und Dinge ordnen. Meistens fängt das Unheil dort an, wo Grenzen verschwimmen oder aufgehoben werden. Genau dies beobachten wir in der Schweiz: Der durch die Grenzöffnung verursachte Migrationsstress produziert antifreiheitliche Reaktionen. Neue schlechte Grenzen werden errichtet, weil die alten guten beseitigt wurden.

Immer neue Verbote, Einschränkungen und Behinderungen werden populär. Wirtschaftlicher Wettbewerb soll politisch abgemildert werden. Die Forderung nach Mindestlöhnen und Kündigungsschutz gewinnt an Boden. In

der Asyldebatte verschärft sich der Ton. Das alles sind allergische Reaktionen, zum einen auf die Nonchalance unserer Asylbehörden, vor allem aber auf die unbedachte Öffnung der Grenzen im Namen des freien Personenverkehrs. Der vorgebliche Nutzen ist längst relativiert: Was bringt uns der Zugang zu den europäischen Arbeitsmärkten, wenn unsere Unternehmen nicht von den tieferen Löhnen profitieren dürfen? Was bringt uns die scheinbare Liberalisierung der Migration, wenn der Schweizer Arbeitsmarkt durch Gesamtarbeitsverträge im Gegenzug immer unfreiheitlicher wird? Die Öffnung gegen Europa wird durch Überregulierung im Innern und durch Abschottung gegenüber dem nichteuropäischen Ausland erkauft. Die Schweiz sollte ihre Landesgrenzen wieder einführen – um offener zu werden.

Unglücklich war die Kommunikation der Nationalbank (SNB) letzte Woche gegenüber der Grossbank Credit Suisse (CS). Traut man den Experten, hat die SNB-Spitze mit ihrer Kritik an der zu geringen Eigenkapitalausstattung der Grossbank vermutlich sachlich recht. Auch unsere Banken dürften für die denkbaren Stürme der Weltwirtschaft noch nicht ausreichend abgedeckt sein. Die Frage aber stellt sich: Muss die Kritik denn so brachial, so schulmeisterlich, so öffentlich und, wie man hört, ohne vorherige Absprache mit den Beteiligten verbreitet werden? Hätte die SNB nicht subtiler vorgehen können, ohne einen Kurssturz bei den CS-Aktien zu verursachen und damit die Bank zu beschädigen, aber auch sich selbst? Notenbanken sollten besonnen wirken und nicht den Eindruck erwecken, sie handeln panisch. Sie sollten auch nicht dem Gerücht Nahrung geben, sie würden laut kommunizieren, weil ihre Ratschläge sonst nicht gehört würden. Wenn sich die Schweizerische Nationalbank nicht mehr durch stille Töne Gehör verschaffen kann, dann hat sie ein Problem. Ihre scharfe Beanstandung der CS schlägt auf die SNB zurück: Der forsche Vorstoss hat Unsicherheit gesät und Spekulationen entfacht. Das bringt nichts und schadet dem Anliegen.

Nur eine Fussnote zur Euro-Krise: Spanien leide, heisst es, an der harten, von Deutschland und der EU auferlegten Sparpolitik. Die Frage aber lautet: Wo genau hat Spanien gespart? Antwort: Nirgends. Im Gegenteil. Die Staatsausgaben zwischen 2007 und 2011 sind um dreizehn Prozent gestiegen. Sie sind heute doppelt so hoch wie zur Jahrtausendwende. Auch stieg der Anteil der Staatsausgaben am Bruttosozialprodukt massiv. Warum? Die Spanier haben zwischen 2008 und 2009 eines der weltweit grössten Konjunkturpakete lanciert – mit der Folge, dass vor allem die Staatsausgaben und die Schulden explosionsartig wuchsen. Noch geht Spanien nicht am Sparen zugrunde.



Rätsel: Attentäter Breivik. Seite 14



Weggefährten: Homo sapiens, Urhund. Seite 38



Schweizer und Deutsche: Was sich liebt... Seite 48



Body-Art-Skulptur: Superstar Ronaldo. Seite 12

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

11 **Kommentar** Wischiwaschi-Opposition der SVP

11 **Im Auge** David Cameron, Briten-Premier

12 **Kommentar** Ronaldo auf der Couch

13 **Personenkontrolle** Bin Laden, Shiva, Brunner, Zuppiger, Lengwiler, Widmer-Schlumpf, Hêche

13 **Nachruf** Rodney King, Symbolfigur

### 14 Breivik und der freie Wille

Ist der norwegische Massenmörder krank oder kriminell?

16 **Die Deutschen** «Transparenz» bei der Migros

16 **Wirtschaft** «Geld zurück» in der Krise

17 **Ausland** Schuldenmacher am G-20-Gipfel in Mexiko

18 **Mörgeli** Asyl: Herumeiern und Eierwerfen

18 **Bodenmann** Brienzersee: Wasserlunge Europas?

19 **Medien** Warum investiert Warren Buffet in Medien?

19 **Kostenkontrolle** 25, 4 Millionen für den Goliath

20 **Leserbriefe**/Darf man das?

## Hintergrund

### 22 Grosszügige Schweiz

Die humanitäre Tradition des Landes ist nicht gefährdet

### 24 Wohllieben im Speckgürtel

Profite der externen Berater von Politik und Verwaltung

### 26 Fall Hildebrand: Das Ende der Legenden

Dok-Film über die Verfehlungen des Ex-Notenbank-Chefs

28 **Banken** Wie gut kapitalisiert sind UBS und CS?

29 **Finanzplatz** Die Nationalbank kritisierte die Credit Suisse

### 30 Er nannte sie «Biene Maja»

Prozess gegen einen Roma-Familienvater in Zürich

33 **Schweiz** Land der Delegierten und Beauftragten

### 34 Alles nur Fassade

Das 2000-Watt-Haus in Zürich ist eine Täuschung

### 36 Unser Süpértürke

Müslüm – der grösste Held auf Schweizer Pausenplätzen

### 38 Warum es uns gibt

Forschung: Der Mensch verdankt seine Existenz dem Hund

### 42 Gute Nachrichten aus Libyen

Der Wüstenstaat zeigt Symptome der Erholung

### 44 Zwischen Wäldern und Weinbergen

Frankreichs sicheres Endlager für radioaktive Abfälle

46 **Euro-Krise** Not macht Griechen erfinderisch

47 **Essay** Drohen Europa Zustände wie in den 1930er Jahren?

### 48 Tatsächlich Liebe

Deutsche Frauen und Männer sind als Ehepartner begehrt

51 **Schicksal** Paulo Coelhos persönliche Lebensbilanz

# Entertainment neu erleben? Sie haben es in der Hand.

Mit dem HTC One X.

Erleben Sie Entertainment auf höchstem Level: mit dem blitzschnellen Quad-Core-Prozessor. Und zusammen mit dem besten Netz holen Sie das Beste aus Ihrem HTC One X. **Dafür engagieren wir uns. Jeden Tag in der ganzen Schweiz.** [www.swisscom.ch/htc](http://www.swisscom.ch/htc)

CHF 99.-\*



Erneut Testsieger gemäss  
Fachzeitschrift connect

Schnellstes Netz gemäss  
Kassensturz-Test 9/2011



swisscom



\* Gilt bei Gerätekauf und gleichzeitigem Abschluss eines neuen Swisscom Abos NATEL® BeFree (CHF 169.-/Mt.). Mindestvertragsdauer 24 Monate. Preis des Gerätes ohne Abo CHF 799.-. Exkl. SIM-Karte für CHF 40.-.



*Tollste Rettungsschwimmerin aller Zeiten:* Hollywood-Star Pamela Anderson. Seite 52

## Stil & Kultur

**52 Stil & Kultur** Pamela Anderson, Überblondine

**54 Bestseller**

**54 Kein Wort zu viel**

Ralf Rothmanns neues Buch, «Shakespeares Hühner», ist ein Meisterwerk

**55 Jazz** George Gruntz

**56 Panoptikum von Traum und Wahn**

Eine Ausstellung zeigt den legendären Comic-Zeichner Winsor McCay

**58 Top 10**

**58 Kino** «Terraferma»

**59 Fernseh-Kritik** Verfassungsmässiger Klatsch

**60 Namen** Abschiedsgala für den Tanzmacher Heinz Spoerli

**61 MvH** Meine VIPs

**61 Gesellschaft** Was tut Fussball für den Mann?

**62 Die Besten** Sommer, gib mal Saft!

**63 Thiel** Warum?

**63 Wein** Brunello di Montalcino 2006

**65 Auto** Jaguar XKR-S Convertible

**66 Hochzeit** Daniela Truffer und Markus Bauer

## Autoren in dieser Ausgabe

**Paulo Coelho**



Vor wenigen Monaten eröffneten die Ärzte dem brasilianischen Bestsellerautoren («Der Alchimist») eine niederschmetternde Diagnose: schleichender Herzinfarkt. Den Tod vor Augen, zieht der 64-jährige in seinem Artikel eine sehr persönliche Bilanz über sein Leben. Seite 51

**Denise Jeitziner**



Aus Kindheitstagen hat die gebürtige Walliserin die Deutschen vor allem als Touristen in Erinnerung. In dieser Ausgabe schreibt die 33-jährige Journalistin über die – gemäss Heiratsstatistik – erstaunlich zahlreichen Liebesbeziehungen zwischen Schweizern und Deutschen. Seite 48

**Abonnenten profitieren.**



Wöchentlich ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen.  
[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

**DIE WELTWOCH**



BREITLING for BENTLEY

# Superlative<sup>2</sup>



BENTLEY GMT

Breitling fertigt weltbeste Mechanikchronografen. Bentley konstruiert mythische Automobile. Die beiden Marken mit der geflügelten B-Initiale, die in ihren Bereichen Vorzügliches leisten, haben Uhren kreiert, die das Beste aus ihren Welten vereinen: Performance und Prestige. Leistungsstärke und Luxus. Eleganz und Meisterschaft. Tradition und Innovation. Altherwürdiges Handwerk und Hightech. Die Chronografen Breitling for Bentley, die sich durch stilistisch erlesene Ästhetik, raffinierte Finissierungen, Chronometer-zertifizierte Werke und technische Exklusivitäten auszeichnen, sind geschaffen für Kenner und Liebhaber von Premiumuhren. Hochkarätige Motoren in edlen Karosserien.

**RUCKLI**  
seit 1898 goldrichtig  
AM BAHNHOFPLATZ LUZERN

BREITLINGforBENTLEY.COM



BREITLING for BENTLEY

Bis Besucher aus aller Welt die Schweiz entdecken können, will Jürg Schmid nicht ruhen.



## Unterstützt Ihre Bank Sie ebenso *unermüdlich* wie Jürg Schmid den Tourismus-Standort Schweiz?

Als Direktor von Schweiz Tourismus weiss Jürg Schmid, dass der Standort Schweiz viele einzigartige Vorteile mit sich bringt.

Dass die Schweizer Qualität und das Pflichtbewusstsein überall auf der Welt hohes Ansehen geniessen.

Aber auch, dass für eine erfolgreiche Positionierung im internationalen Wettbewerb eine zielgerichtete Marktbearbeitung unabdingbar ist.

Bei UBS sehen wir das genauso und unterstützen Schweiz Tourismus darum tatkräftig und mit Begeisterung.

Es ist dieselbe Art Engagement, mit der wir Sie in sämtlichen finanziellen Angelegenheiten umfassend und kompetent beraten.

Und bis wir Sie davon überzeugt haben, dürfen Sie sich auf eines verlassen:

150  
Jahre

*Wir werden nicht ruhen*



[www.ubs.com/wirwerdennichtruhen](http://www.ubs.com/wirwerdennichtruhen)

# Wischiwaschi-Widerstand

Von Urs Paul Engeler — Demokratie, Staatsverträge, Steuerabkommen: Die Auns weibelt und kämpft; die SVP bramarbasiert und kneift. Die Opposition verkommt zum Witzchen.



In Eigenregie: Auns-Präsident Schwander.

Im Parlament tönnte die SVP-Spitze laut und Lunerschrocken wie vor zwanzig Jahren, als es gegen den EWR ging. «Die SVP ist geschlossen der Meinung, dass die beiden Verträge mit Deutschland und Grossbritannien abgelehnt werden müssen. Diese Verträge sind für einen freien Schweizer unannehmbar und entwürdigend», zerzauste Christoph Blocher die schlecht ausgehandelten Steuerabkommen. Diese beiden Verträge seien «eine weitere Kapitulation» im «Wirtschaftskrieg gegen die Schweiz». Diejenigen, die sagten, es gebe keine Alternative, die erinnerte Blocher an den ebenfalls scheinbar alternativlosen EWR: Dieser Widerstand habe die Schweiz stark gemacht! Darum gelte nur: «Wer noch zur Schweiz und zu ihrer Stärke steht, muss hier nein sagen.» Dazwischen wettete er gegen die Banker, die sich auf Kosten der Bürger aus der Verantwortung ziehen wollten.

## Es knirscht im Getriebe

Nachdem die Räte die Verträge doch bejaht hatten, wechselte die Tonart. Auf die einstimmige Ablehnung der Abkommen folgte am Freitag der einstimmige Beschluss der SVP-Geschäftsleitung, diese «unannehmbaren und entwürdigenden» Verträge nicht mit einem Referendum zu bekämpfen. Nicht minder peinlich als die Kehrtwendung war deren Be-

gründung: Es bestehe keine Aussicht auf Erfolg, da die Bankmanager ein Nein nicht unterstützen, sondern bekämpfen würden. Man wende sich anderen Problemen zu.

Eine Stunde später tagte der Vorstand der Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns). Einige SVP-Vertreter, welche die Meinung der Parteichefs in das Gremium trugen, sprachen sich gegen ein Referendum aus. Die grosse Mehrheit liess sich aber von einem stringent-analytischen Exposé des Bankenprofessors Hans Geiger («Warum bin ich gegen die Abgeltungssteuerabkommen») leiten. Geiger legte dar, dass die schädlichen Abkommen aus wirtschaftlichen, steuerrechtlichen und staatspolitischen Gründen zwingend bekämpft werden müssen.

Damit ist exakt die gleiche Konstellation erreicht wie bei der eben haushoch verlorenen Abstimmung über mehr Demokratie in der Aussenpolitik. Unter dem Präsidium von SVP-Nationalrat Pirmin Schwander hatte die Auns in Eigenregie die Initiative «Staatsverträge vors Volk!» ergriffen. Die SVP blieb passiv, obwohl mit dem Volksbegehren ein Kernanliegen der Partei zum Thema wurde. Anfang Jahr hatte die Auns der SVP-Spitze die Argumentation, das Werbekonzept und die maximal verfügbaren Mittel (1,5 Millionen Franken) vorge-

»» Fortsetzung auf Seite 12

# Noch ein Glas



David Cameron, Briten-Premier.

Zuerst die Geschichte von Töchterchen Nancy, das älteste ihrer drei Kinder, das die Camerons auf dem Sonntagsausflug im «Plough Inn» vergessen hatten. Das Mädchen sei bei ihm und seinen Leibwächtern im Wagen, dachte Lady Samantha, und er meinte, Nancy fahre mit Mom zurück – und weil es heisst, der *Prime Minister* des Vereinigten Königreichs trinke, vor allem am Wochenende, gern einige Gläser, brauchte er für den Spott nicht zu sorgen. Letzte Woche gab Cameron, sonst ein blendender Redner, der auf Teleprompter und Manuskript verzichtet, fünf Stunden lang unter Eid im Gerichtssaal 73 des Royal Court of Justice dem Ausschuss des Lordrichters Brian Leveson (die Untersuchung hat der Premier selber veranlasst) merkwürdig zögerliche Ich-bin-mir-nicht-sicher-Antworten auf die Fragen nach seiner Verstrickung mit dem Murdoch-Medienkonzern. Mails belegen seine fatale Nähe zur mutmasslich kriminellen Murdoch-Statthalterin Rebekah Brooks, die er mit «Lots of love» grüsste. Sie ist ausserdem mit seinem besten Freund Charlie verheiratet.

Camerons Stern, der vor zwei Jahren über Downing Street 10 aufging, fällt rasant. Sein Gesicht wirkt aufgequollen, der Regierungschef neigt zu Jähzorn und Faulheit, schreiben Porträtisten. Im Parlament beleidigt er sogar die eigenen Leute, die Tory-Abgeordnete Nadine Dorries quittierte das mit: «Verzogener Schnösel.» Den Schatten-Schatzkanzler Ed Balls nannte er einen «stotternden Idioten», nachdem der ihn aufgefordert hatte, sich doch «noch ein Glas» zur Entspannung zu genehmigen. Seine Popularitätswerte sind auf 34 Prozent gesunken, besonders das Party- und Fussballvolk nimmt ihm übel, dass er die Alkoholpreise in Discountläden drastisch erhöhen will, um das beliebte Komasaufen einzudämmen. Er ist Experte. Während seiner Studentenzeit in Oxford war er Mitglied des elitären Bullingdon Club, einer für ihre Trinkgelage legendären Verbindung. Und vor seiner Wahl zum Parteichef der Konservativen managte Cameron, ein entfernter Abkömmling des Preussenkönigs Wilhelm IV., eine Pub-Kette.

Peter Hartmann

stellt. Die Parteiobere besahen die Dinge, nickten artig und wandten sich alsbald anderem zu.

Obwohl die SVP-Delegierten an zwei Versammlungen die Auns-Initiative ohne eine Gegenstimme unterstützt hatten, machte die schweizerische Partei keinen Franken locker, schaltete sie kein Inserat und entsandte sie keine Referenten zu den Podien. Es war, als gehe sie, die sich Hüterin der direkten Demokratie und der Eigenständigkeit nennt, die Demokratisierung der Aussenpolitik gar nichts an. Das Nein an der Urne quittierte die Partei mit dem Sätzchen, dass dieses «voraussehbar» gewesen sei.

Hatten die SVP und die parteipolitisch offene Auns sich in der Vergangenheit jeweils gegenseitig unterstützt, wenn es um aussenpolitische Fragen (vom Verhältnis zur EU bis zu militärischen Interventionen im Ausland) ging, so knirscht es derzeit im Getriebe. Statt schwungvoller Kooperation herrscht Eifersüchtelei; die Ablösung von Nationalrat Hans Fehr (SVP, ZH) als Auns-Geschäftsführer im Jahr 2010 durch den Berner Werner Gartenmann wirkt noch immer nach. Bei Gesprächen um Sukkurs erklärt Christoph Blocher, Gründervater und heute noch Mitglied des Stosstrupps, demonstrativ, die Bewegung habe auf eigenen Beinen zu stehen. Das entspricht durchaus der Strategie der Auns, die parteipolitisch möglichst breit zu rekrutieren versucht.

So wird hüben und drüben argumentiert, wer eine Initiative lanciere und ein Referendum ergreife, der sei für das Projekt auch verantwortlich, politisch, konzeptionell, finanziell. Das ist richtig, aber nicht der Kern der Sache. Die entscheidende Frage lautet: Wie wird Opposition organisiert? Wird diese Aufgabe an eine motivierte Gruppierung delegiert, die zwar über rund 40 000 Adressen (30 500 Mitglieder, 10 000 Sympathisanten) verfügt, aber überaltert und isoliert ist und ihre grossen Erfolge hinter sich hat? Oder nimmt die grösste Partei, die bei der Bundesratswahl vom letzten Dezember unmissverständlich auf die Oppositionsbänke relegiert wurde, diese Verantwortung wahr?

Die Frage beantwortet sich selbst. Tatsächlich mutet es eher tragisch als nur komisch an, wenn die SVP gleichzeitig die Staatsvertrags-Initiative nicht unterstützt (Wischi-) und «sich weiterhin für die Stärkung und den Ausbau der Volksrechte, insbesondere in der Aussenpolitik, einsetzen» will (-waschi), wenn sie parallel das «Anpassertum» und die «Aufgabe von Unabhängigkeit und Standortvorteilen» geisselt (Wischi-) und auf ein korrigierendes Referendum verzichtet (-waschi). Fehlt einer verunsicherten Parteileitung die Kraft zur klaren Politik, dann muss die Basis ihr den zeitgemässen Auftrag formulieren.

## Sport

# Ronaldo auf der Couch

Von Peter Hartmann — Er ist der teuerste, schönste und einer der besten Fussballer der Gegenwart. Portugals Kapitän Cristiano Ronaldo lebt in einer eigenen Welt.

Wenn Ronaldo spielt, der teuerste und schönste Fussballer der Welt, versuchen Hunderte Millionen Zuschauer-Psychiater, sein narzisstisches Ego zu entschlüsseln – vor allem dann, wenn es ihm nicht gelingt, den Ball ins Tor zu stöpseln, wenn ihn sein Ego verrät, wenn sich die 1,86 Meter grosse Body-Art-Skulptur mit dem Kennzeichen CR7 in einen lächerlichen, fast kindlichen Rumpelstilz verwandelt. Wie gegen die Deutschen und die Dänen. Er ist dann ungeheuer allein in seiner Selbstenthüllung.

Cristiano Ronaldo lebt in einer Villa der Luxusüberbauung Pozuelo de Alarcón ausserhalb von Madrid allein unter Dienstboten in einer Kulisse von vanillefarbenem Marmor, von Spiegeln, die ihn durch alle Räume begleiten und jede seiner Bewegungen einfangen wie ein selbstreferenzielles Videosystem, einem Dutzend teurer Karossen und Rassehunde, und gelegentlich bringen ihm seine Schwestern den kleinen Sohn vorbei, der Cristiano Ronaldo heisst und dessen Spendermutter unbekannt bleibt, angeblich ist sie mit zwölf Millionen abgefunden worden.

Der Kleine wurde am gleichen Tag zwei Jahre alt, als sein Vater an der EM in Charkiw diese unglaubliche Partie hinlegte gegen die Holländer und zum unwiderstehlichen menschlichen Raubtier wurde, zwei Tore schoss, zweimal den Pfosten rüttelte und eine ganze gegnerische

Mannschaft vernichtete. Ronaldo raucht und trinkt nicht, er geht während der Saison nie auf Partys, und sein einziges Hobby, ausser er selber, ist Shopping, aber da er nie auf die Strasse gehen kann, ohne sofort erkannt und von Bewunderung erstickt zu werden, parkieren die Modeboutiquen vor seinem Haus Schlange, Armani trägt er ohnehin, als Modell.

### Königskinder aus sozialen Randzonen

Manchmal besucht ihn Irina Shayk, seine wunderschöne russische Geliebte, Tochter eines Milneurs, der nicht mehr aus dem Schacht zurückkehrte, als sie vierzehn war. In der Modebranche gilt sie als schwierig, fast autistisch. Zwei Königskinder aus sozialen Randzonen. Ronaldo war zwölf, als er die Blumeninsel Madeira mit ihren steilen Küsten, wo es kaum Platz gibt für Fussballfelder, verliess und ins Internat des Grossklubs Sporting aufgenommen wurde. Er sagte, dies sei sein schönster und sein traurigster Tag gewesen. Sein Vater arbeitete in Funchal als Gärtner und nebenher als Abwart des Quartierklubs CF Andorinha, wo Cristiano mit seinen ersten Bällen spielte; er war Alkoholiker und starb mit 52 Jahren. Als Cristiano fünfzehn war, litt er an Tachykardie, Herzrasen, und musste operiert werden. Schwäche – sein Trauma.

Er verdient heute bei Real Madrid 13 Millionen Euro Gage netto, die sich mit den Einkünften aus Werbeverträgen verdoppeln. Er ist der erste wirkliche Popstar des Fussballs, mehr Justin Bieber als Alfredo Di Stefano, die Legende der fünfziger Jahre, die den Ruhm von Real Madrid begründete; jedenfalls ein viel besserer Fussballer als David Beckham, der berühmt ist für seine Berühmtheit und den er vor neun Jahren bei Manchester United als Nummer sieben beerbte. Vor drei Jahren kaufte ihn Real für die Weltrekordsumme von 94 Millionen Euro, und der einzige Schatten, der auf seine Grossartigkeit fällt, ist das Profil des einen Kopf kleineren Lionel Messi vom Erzrivalen FC Barcelona. Messi ist sein Gegenteil: unscheinbar, bleich, in der Jugend mit einer Hormonkur hochgepöppelt, ein Peter Pan im Vergleich zu Batman-Ronaldo. Messi, der Romantiker, Ronaldo, der Narziss, der, wenn er versagt, in diese schrecklichen Albträume der Medienverachtung fällt und sich vor den Spiegel flüchtet und sich wieder zu gefallen sucht mit einer neuen Frisur.

Er selber erklärt das Fatale des Toreschiessens mit Ketchup. «Manchmal schüttelt man das Glas mit aller Kraft, und es fliesst kein Tropfen. Und manchmal quillt die ganze Sauce heraus.»



«Die ganze Sauce»: Narziss Ronaldo.

## Personenkontrolle

### Zuppiger, Brunner, Bin Laden, Shiva, Lengwiler, Widmer-Schlumpf, Hêche

Die undurchsichtig operierende Zürcher Oberstaatsanwaltschaft hat in der nur schleppend untersuchten Erbschaftsaffäre des SVP-Nationalrats **Bruno Zuppiger** ihre Informationspolitik geändert. Neuerdings braucht es zwei Mail-Anfragen, bis Chef **Andreas Brunner** und Sprecherin **Corinne Bouvard** doch noch mitteilen, dass sie nichts sagen wollen. Gegenüber anderen Medien haben sie allerdings durchblicken lassen, dass es «Winter wird», bis sie den wahrhaft nicht komplizierten Fall vorentschieden haben werden. Zuppiger selbst brillierte am letzten Donnerstag mit zwei Bestleistungen. Am Parlamentarier-



*Erster am Buffet:* Nationalrat Zuppiger.

Anlass der Marketing-Leute von Greater Zurich Area AG im Berner Hotel «Bellevue» war der Nationalrat aus Hinwil mit Abstand der Erste, der sich über das Stehbuffet hermachte, und auch der Erste, der das Treffen wieder verliess – noch vor den ersten Referaten. (*upe*)

Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) in Bern hat soeben per Communiqué den aktuellen Stand der «Massnahmen gegenüber Personen und Organisationen mit Verbindungen zu **Usama bin Laden**» im Internet publiziert. Es geht um Waffenlieferungen, Finanztransaktionen sowie ein «Verbot zur Ein- und Durchreise» auf Schweizer Territorium. Da sich der Topterrorist bekanntlich seit über einem Jahr nicht mehr in irdischen Gefilden bewegt, kann sich der Aufruf nur an Personen richten, die einen direkten Draht zum Jenseits haben, wo sich Bin Laden gemäss unbestätigten Gerüchten mit 74 Jungfrauen die Zeit vertreiben soll. Wahrsager **Mike Shiva** sei gewarnt: Kontakte zu Bin Laden werden nicht toleriert. (*axb*)

Finanzministerin **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP) befürwortet ausdrücklich Geschäfte von Schweizer Bankräten in den berühmtesten Steueroasen von Delaware (USA) und auf den



*Glaubwürdigkeit «intakt»:* Bankrat Lengwiler.

Cayman Islands (UK). Dass **Christoph Lengwiler**, der neue Bankrat der Schweizerischen Nationalbank, mit seiner Freienbacher Briefkastenfirma «Shape Capital AG» in diesen beiden Offshore-Zentren zwei Investment-Funds mit dreistelligem Millionenkapital unterhält (*Weltwoche* 24/12), werde von den Steuerbehörden akzeptiert und sei mit ihrer Politik kompatibel, lässt Widmer-Schlumpf ausrichten. Die Glaubwürdigkeit Lengwilers sei trotz dieser Offshore-Engagements «nach wie vor intakt». Mehr noch: Mit diesen Qualifikationen ergänze er «die übrigen Mitglieder des Bankrats». Mit einem Aha-Erlebnis nahm man die Verflechtungen des CVP-Manns Lengwiler in seinem Kanton Luzern zur Kenntnis. Dort erinnerte man sich, dass er hoch und heilig versprochen hatte, sein Doppelmandat zu beenden und als Verwaltungsrat der Kantonalbank zurückzutreten, falls er wieder in den Kantonsrat gewählt werde. Lengwiler wurde wieder gewählt – und stieg in der Kantonalbank zum Vize auf. (*upe*)

Es wird eng für die Unabhängigkeit der Medien: Eine Motion aus dem Nationalrat, die vom Bundesrat einen Plan zur Förderung der Presse verlangt, wurde letzte Woche vom Ständerat überwiesen. Die Mitglieder der Kleinen Kammer überboten sich dabei mit wohlmeinenden Beiträgen. Der bemerkenswerteste stammt vom Jurassier **Claude Hêche** (SP): «Wenn wir die schönste Demokratie bleiben wollen», sagte er, müsse man der Presse bessere Waffen in die Hand geben. Eine schöne Demokratie, in der Verleger mit Steuergeldern gefüttert werden, damit der Staat seine Vorstellung von «Qualität» durchsetzen kann. (*cal*)



*«Schönste Demokratie»:* Ständerat Hêche.

## Nachruf



*Opfer und Held:* Symbolfigur King.

**Rodney King (1965–2012)** — Der arbeitslose Bauarbeiter war am 2. März 1991 mit Freunden unterwegs, als er hinter sich die Polizeisirene hörte. King drückte aufs Gas. Er war nach einem Raubüberfall auf Bewährung draussen. Und er war betrunken. Wenn sie ihn erwischten, müsste er ins Gefängnis zurück. Zwölf Kilometer später hatten sie ihn. Vier weisse Polizisten traktierten den unbewaffneten Mann fast zu Tode, mit Tasern, Schlagstöcken und Tritten.

Ein Zeuge filmte die Szene und schickte die Bilder an einen lokalen Nachrichtensender. Das Video ging um die Welt. Als die Polizisten später freigesprochen wurden, explodierte South Los Angeles. Jeder, der dort lebt, weiss, dass das LAPD Farbige anders behandelt als Weisse. 53 Tote und über 3100 geplünderte Läden waren die Bilanz. Der Polizeichef wurde entlassen. Im Zivilprozess erhielt Rodney King 3,8 Millionen Dollar zugesprochen.

Der Afroamerikaner mit den sanften Gesichtszügen wurde eine Symbolfigur. Er taugte nicht für die Rolle. Drei Tage nach Beginn der Unruhen bat er im Fernsehen: «Können wir nicht alle miteinander auskommen?» Die Radikalen verlachten ihn, die Konservativen fanden, er habe bekommen, was ein Gangster verdient. Er kämpfte mit Alkohol- und Drogenproblemen und der Prominenz, der er nicht gewachsen war.

King, ein geübter Schwimmer, wurde am vergangenen Sonntagmorgen leblos in seinem Swimmingpool in San Bernardino County, Kalifornien, aufgefunden. Eine Nachbarin sagt, sie habe gegen halb vier Uhr morgens aus seinem Garten lautes Schluchzen gehört. *Beatrice Schlag*

# Das Dilemma des freien Willens

Von Alex Reichmuth — Krank oder kriminell? Vor dem Osloer Gericht streiten sich diese Woche die Gutachter über die Psyche des Massenmörders Anders Breivik. Die Auseinandersetzung rührt an philosophische Grundfragen.



«Bizarre Wahnvorstellungen»: der 77-fache Mörder Breivik.

Der Prozess gegen Anders Behring Breivik, der gegenwärtig in Norwegen läuft, lässt einen gleich doppelt erschauern. Zum einen ist es die Tat selber: Breivik verursachte im letzten Sommer zuerst in Norwegens Hauptstadt Oslo mit einer Bombe ein Blutbad, bei dem acht Personen starben, und richtete dann auf der Insel Utöya 69 junge Menschen hin. Zum anderen sind es das Selbstverständnis und das Auftreten Breiviks – nach der Tat bei seiner Festnahme und jetzt wieder am Prozess.

Der 33-Jährige ist weit davon entfernt, sein jahrelang vorbereitetes Handeln zu bereuen. Er gibt nicht nur alle Taten zu, sondern ist sogar stolz auf sie. Der Rechtsextremist sieht sich als «perfekten Ritter» in einem politischen Kampf, um Norwegen gegen den Sozialismus und den Islam zu verteidigen. Seine Morde seien zwar grausam, aber notwendig gewesen, gab er zu Protokoll. Breivik würde jederzeit

wieder so handeln und hätte am liebsten noch viel mehr Menschen getötet. Es ist, als hätte man ein Monster vor sich.

Wie mit einem solchen Mann umzugehen ist, darüber streiten in Oslo nun die Gerichtspsychiater. Ein erstes psychiatrisches Gutachten kam im letzten November zum Schluss, Breivik sei zum Zeitpunkt der Tat unzurechnungsfähig und darum nicht schuldfähig gewesen. Er leide an paranoider Schizophrenie und sei gefangen in «bizarren Wahnvorstellungen». Demnach ist Breivik ein Fall für die Psychiatrie. Das Resultat eines zweiten Gutachtens kam im April zum gegenteiligen Ergebnis. Breivik sei geistig gesund. Seine Taten habe er in vollem Bewusstsein begangen. Er sei voll schuldfähig. Gemäss diesem Gutachten gehört der Mann ins Gefängnis, nicht in die psychiatrische Anstalt. Auch Breivik selber sieht sich als zurechnungsfähig. Er wehrt sich

mit Händen und Füßen dagegen, für psychisch krank erklärt zu werden – denn dies sei «ein schlimmeres Schicksal als der Tod».

Dass die Gerichtspsychiater zu derart unterschiedlichen Einschätzungen von Breiviks Zustand kommen, obwohl sie sich alle gleichermaßen auf die Wissenschaft berufen, zeigt: Die Schuldfähigkeit eines Täters ist eine Frage, die weit ins Philosophische hineinreicht. Kann ein mental gesunder Mensch eine solche monströse Tat überhaupt planen und durchführen? Ist Breivik angesichts seines Handelns nicht automatisch gestört und Besitzer eines kranken Gehirns? Ihn als schuldfähig zu bezeichnen, bedeutet, dass man an das Konzept des freien Willens glaubt. Tieren und kleinen Kindern spricht man einen solchen freien Willen ab. Sie handeln instinktiv und sind darum für ihr Tun nicht verantwortlich. Doch ist es bei erwachsenen Menschen wirklich anders? Können sie sich aus freien Stücken dafür entscheiden, kriminelle Handlungen zu begehen oder darauf zu verzichten?

## Hirnaktivität vor Entscheidungen

Die Ergebnisse der modernen Gehirnforschung lassen schwere Zweifel aufkommen, ob es so etwas wie freien Willen überhaupt gibt. Legendär sind die Versuche des US-amerikanischen Neurophysiologen Benjamin Libet in den 1980er Jahren. Ihm gelang es, ein Gehirnsignal zu messen, das der bewussten Entscheidung, einen Knopf zu drücken, um einige hundert Millisekunden vorausgeht. Dieses sogenannte Bereitschaftspotenzial stammte aus dem Teil des Gehirns, das Bewegungen vorbereitet. Viele Wissenschaftler interpretierten das Ergebnis so, dass der Entscheid für eine bestimmte Handlung hirnorganisch bereits gefällt ist, bevor sich das Bewusstsein meldet. Das Gefühl, frei entscheiden zu haben, wäre demnach nur ein nachgeschobenes Konstrukt des Gehirns.

Die Ergebnisse Libets wurden 2008 durch ein Forscherteam um John-Dylan Haynes vom Max-Planck-Institut für Kognitions- und Neurowissenschaften in Leipzig erweitert. Haynes' Team war in der Lage, die Entscheidungen von Probanden mehrere Sekunden im Voraus richtig vorherzusagen. Die Testpersonen mussten sich entscheiden, ob sie einen Knopf mit der linken Hand oder einen anderen Knopf mit der rechten Hand drücken wollten. Dafür konnten sie sich beliebig viel Zeit nehmen. Auf einem Bildschirm vor ihnen tauchten hintereinander

verschiedene Buchstaben auf. Nach dem Drücken der Taste mussten die Probanden angeben, welcher Buchstabe zum Zeitpunkt ihres bewussten Entscheids zu sehen war. Gleichzeitig beobachteten die Forscher mit Hilfe eines Kernspintomografen, wie aktiv bestimmte Hirnregionen der Probanden waren. Aufgrund der Aktivierungsmuster zeichnete sich der Entscheid um Sekunden im Voraus ab. Die Quote der richtigen Prognose lag bei 60 Prozent – klar höher als bei zufälligem Raten.

Andere neurobiologische Experimente zeigen, dass sich der gefühlte freie Wille beeinflussen lässt. Der spanische Neurologe Alvaro Pascual-Leone bat Testpersonen, zufällig die rechte oder die linke Hand zu bewegen. Bekannt ist, dass in einer solchen Situation Rechtshänder in etwa 60 Prozent der Fälle die rechte Hand bewegen. Stimulierte der Wissenschaftler aber auf eine bestimmte Art das Gehirn der rechtshändigen Probanden, bewegten diese zu 80 Prozent die linke Hand. Von einer anderen verblüffenden Beobachtung berichteten 2009 Forscher der Universität Lyon im Wissenschaftsmagazin *Science*. Sie hatten entdeckt, dass die Reizung bestimmter Hirnregionen bei Testpersonen sowohl den Eindruck erzeugen konnte, sich bewegen zu wollen, als auch die Vorstellung, sich bewegt zu haben – unabhängig von tatsächlicher Bewegung.

### Kinderpornografie wegen Hirntumors

Es gibt auch Erkenntnisse, wonach Hirnschädigungen oft mit höherer Gewaltbereitschaft einhergehen. Laut dem amerikanischen Neurowissenschaftler Michael Gazzaniga haben Menschen mit schweren Schäden am präfrontalen Cortex eine dreifach erhöhte Wahrscheinlichkeit, gewalttätig zu werden. Der präfrontale Cortex ist der Teil des Gehirns, der als Kontrollzentrum für Handlungen gilt. Ein besonders krasser Fall erlangte Berühmtheit: Ein Mann

begann plötzlich, Kinderpornografie anzusehen und Kinder sexuell zu belästigen. Nach dessen Inhaftierung diagnostizierte man einen Tumor, der auf sein Gehirn drückte. Nach Entfernung des Tumors verschwand das kriminelle Verhalten – so lange, bis er wieder nachgewachsen war. Viele Gehirnforscher halten aufgrund solcher Experimente und Phänomene den freien Willen für eine Illusion. «Wir sind nur – wengleich wundervoll entworfene – Maschinen, die rein deterministisch arbeiten», meinte Hirnforscher Michael Gazzaniga in einem *Spiegel*-Interview zum Massenmörder Anders Breivik.

Der freie Wille wird dem Menschen aber nicht erst abgesprochen, seit dessen Gehirn in Tomografen durchleuchtet und mit Elektroden vermessen werden kann. Schon lange zuvor gab es den Determinismus als philosophische Weltansicht, der davon ausgeht, dass jedes

### Wenn Anders Breivik nicht schuldig ist, wer soll es dann sein?

Ereignis vorausbestimmt ist. Auch Physiker neigen oft zum Determinismus und verstehen die Abfolge jeglichen Weltgeschehens seit dem Urknall als ableitbar aus den Naturgesetzen. Folglich wäre auch alles menschliche Handeln zwangsläufig.

Sigmund Freud, Begründer der Psychoanalyse, setzte der Vorstellung des willensbestimmten Menschen, die sich seit der Aufklärung festgesetzt hatte, das Bild des triebgesteuerten Wesens entgegen. Laut Freud ist das Handeln des Menschen von tiefen Instinkten und einem Über-Ich geprägt, gegen die der freie Wille kaum eine Chance hat. Und schliesslich sah die 68er Bewegung hinter jedem Missverhalten gesellschaftliche Zwänge. Das Versagen des Einzelnen ist demnach im-

mer auf das Versagen der Gesellschaft zurückzuführen. Auch die Tendenz von Psychologen, sämtliches Fehlverhalten auf negative kindliche Prägungen und Erfahrungen zurückzuführen, entspricht diesem Geist.

Doch so interessant wissenschaftliche oder philosophische Diskussionen über die Existenz eines freien Willens sind: In der Justiz führen sie nicht weiter. Spricht man dem Menschen die Freiheit ab, selber entscheiden zu können, führt dies in die totale Verantwortungslosigkeit. «Das war mein Gehirn, nicht ich», könnte jeder behaupten, der eine Straftat oder ein Verbrechen begangen hat. «Erziehung, Recht, Demokratie – dies alles setzt Freiheit voraus», schrieb der Philosoph Ludwig Hasler in einer Zeitungskolumne. «Ohne Freiheit keine Mündigkeit, keine Schuld, keine Verantwortung.» Selbst Gehirnforscher, die den freien Willen als Illusion sehen, halten am Prinzip Verantwortung fest – was streng genommen unlogisch ist. So bezeichnete US-Wissenschaftler Michael Gazzaniga Anders Breivik als «schuldig, aber krank». Auf ein Weltbild wie jenes des Norwegers könne man leider mit «ganz normalen Gehirnmechanismen» kommen.

Anders Breivik nun für unzurechnungsfähig zu erklären, sein Handeln durch psychische Krankheit und ihn in die (geschlossene) Therapie statt ins Gefängnis zu schicken, mag eine verlockende Option sein. Wer würde nicht Breiviks Weltbild als Wahn bezeichnen? Doch wenn Breivik nicht schuldig ist, wer soll es dann sein? Der Mann weiss, was er will, hat fadengerade gehandelt, ist nicht verwirrt und hört auch keine Stimmen. Das Gericht steht vor der schwierigen Aufgabe, nicht nur zu einem Urteil über Breivik zu kommen, sondern gleich auch noch über philosophische Grundfragen der menschlichen Existenz entscheiden zu müssen. ○

**bb businessbroker**

Erfolgreich in die Zukunft

Florastrasse 44 | CH-8008 Zürich

T 044 420 11 11

F 044 420 11 12

<b>Grosshandel im Bereich Industrieanlagen</b>	<b>Rentabler Pizza-Liefersdienst</b>	<b>Werkzeug- und Maschinenbaufirma</b>
Umsatz: CHF 1'700'000.– Preis: CHF 2'690'000.–	Umsatz: CHF 1'262'000.– Preis: CHF 400'000.–	Umsatz: CHF 4'842'000.– Preis: CHF 3'950'000.–
<b>Handelsunternehmen mit techn. Produkten</b>	<b>Grosshandelsfirma Bereich Baukeramik</b>	<b>Handelsfirma Werbemittelbranche</b>
Umsatz: CHF 1'300'000.– Preis: CHF 980'000.–	Umsatz: CHF 2'712'000.– Preis: CHF 500'000.–	Umsatz: CHF 1'234'000.– Preis: CHF 250'000.–
<b>Handel und Montage im techn. Bereich</b>	<b>Hochrentables Möbelhaus</b>	<b>Handelsfirma im Bereich Haushaltstechnik</b>
Umsatz: CHF 352'000.– Preis: CHF 250'000.–	Umsatz: CHF 2'700'000.– Preis: CHF 2'700'000.–	Umsatz: CHF 1'500'000.– Preis: CHF 650'000.–
<b>Grosshandelsfirma</b>	<b>Handelsfirma mit Reparaturwerkstätte</b>	<b>Unternehmen in der HLK-Branche</b>
Umsatz: CHF 1'150'000.– Preis: CHF 1'000'000.–	Umsatz: CHF 2'369'000.– Preis: CHF 1'700'000.–	Umsatz: CHF 1'900'000.– Preis: CHF 1'000'000.–

[www.businessbroker.ch](http://www.businessbroker.ch)

## Für den Kunden

Von Henryk M. Broder — Der neue Service der Migros im Dienste der Transparenz.



Der Chef der Migros, Herbert Bolliger, hat in einem Interview mit dem jüdischen Wochenmagazin *Tachles* («zur Sache») erklärt, warum seine Firma künftig alle Produk-

te, die aus israelischen Siedlungen in den besetzten palästinensischen Gebieten kommen, gesondert «deklarieren» wird. Es gehe darum, «Transparenz» zu schaffen, «Transparenz» sei «ein globaler Trend», die mündigen Kunden sollten «frei entscheiden können, was sie kaufen wollen oder nicht». Dabei, so Bolliger, beziehe die Migros «keine Stellung im Konflikt um Israel und Palästina, sie boykottiert keine Produkte aus diesen Gebieten und ruft nicht zum Boykott auf».

Was der Migros-Chef als eine Art Kundendienst verstanden wissen möchte, der keine Stellungnahme in einem politischen Konflikt bedeutet, hat einen historischen Hintergrund, der nicht übersehen werden sollte. 1938 führte das Deutsche Reich den sogenannten Judenstempel ein – ein grosses rotes J, mit dem Pässe von deutschen Juden gekennzeichnet wurden. Der Massnahme lag ein Abkommen zwischen dem Deutschen Reich und der Schweiz zugrunde. Deutschland wollte verhindern, dass die Schweiz eine Visumpflicht für alle deutschen Bürger einführt, die Schweiz war an einem Zustrom jüdischer Flüchtlinge nicht interessiert.

Nun ist die Kennzeichnung von Menschen etwas anderes als die Kennzeichnung landwirtschaftlicher Produkte. Folgt man aber der Logik von Herbert Bolliger, könnte man sagen, auch das grosse rote J war keine Stellungnahme im Konflikt zwischen dem Deutschen Reich und seinen Juden, es war nur eine Massnahme zur Herstellung von Transparenz.

Man könnte einen Schritt weitergehen und fragen: «Hat der Kunde, der frei entscheiden soll, was er kaufen will, nicht auch ein Recht darauf, zu erfahren, dass die Pistazien, die bei der Migros ausliegen, aus dem Iran kommen, einem Land, in dem Ehebrecherinnen gesteinigt und Homosexuelle an Baukränen aufgehängt werden? Sollte er nicht erfahren, dass der Iran mit Einnahmen aus dem Pistazienhandel terroristische Organisationen wie die Hamas und die Hisbollah unterstützt?»

Auch das wäre keine Stellungnahme, nur ein kleiner Service im Dienste der Transparenz.

## «Geld zurück» in der Krise

Von Kurt Schiltknecht — Fahrlässigerweise hat der Bundesrat keine Pläne, wie er im Fall eines Krisenausbruchs die Wirtschaft stützen will. Das richtige Rezept wären Steuerrückzahlungen.

Die letzte grosse Wirtschaftskrise in der Schweiz gab es im Jahr 1975. Ein halbes Jahr vor dem Krisenausbruch empfahl die Schweizerische Nationalbank dem Bundesrat, Massnahmen zur Bekämpfung einer allfälligen Krise vorzubereiten. Statt solche in die Wege zu leiten, riet der Bundesrat dem damaligen Präsidenten der SNB, sich um die Inflation zu kümmern und sich nicht in die Wirtschaftspolitik des Bundes einzumischen.

Der rasche Anstieg der Arbeitslosigkeit und die vielen Betriebsschliessungen im Frühjahr 1975 trafen dann den Bundesrat unvorbereitet. In aller Eile mussten Massnahmenpakete geschnürt werden. Deren Wirkungen kamen zu spät.

Die Geschichte könnte sich wiederholen: Der Bund hat bis heute kein überzeugendes Konzept für eine Krisenbekämpfung vorgelegt. In Anbetracht der Tatsache, dass sich die Wirtschaftslage in einigen europäischen Ländern deutlich verschlechtert, sollten Bundesrat und Parlament Überlegungen anstellen, wie auf eine nicht völlig auszuschliessende Krise in der Schweiz reagiert werden sollte.

### Strukturwandel zulassen

Die in den bisherigen Rezessionen angewandten Mittel waren wenig wirksam und teilweise kontraproduktiv: unter Nachfrageschwäche leidenden Sektoren unter die Arme zu greifen, Infrastrukturausgaben vorzuziehen oder Geld in die Forschung sogenannt zukunftsreicher Wirtschaftszweige zu stecken. Das alles kann eine Strukturbereinigung aufhalten, die sich auf das langfristige Wachstum der Volkswirtschaft positiv auswirken würde.

Weder Wissenschaftler noch Bundesrat oder Politiker sind nämlich in der Lage, jene Wirtschaftsbereiche und Unternehmungen zu identifizieren, die für die Schweiz zukunfts-trächtig sind und in einem Krisenfall spezielle Unterstützung verdienen würden.

Statt einzelne Sektoren oder Unternehmungen zu fördern, sollten die Rahmenbedingungen entschlackt und die generelle Nachfrage stimuliert werden. Es macht keinen Sinn, mit gezielten Massnahmen zweitklassige Wirtschaftsstrukturen zu festigen und nicht überlebensfähige Unternehmen und Sektoren am Leben zu erhalten. Besser wäre es, wenn der Bund beim Ausbruch einer Krise sich auf

Massnahmen beschränkte, die schnell wirken und einem möglichst grossen Teil der Wirtschaft zugute kommen.

Bei der Ausarbeitung solcher Massnahmen müssen einige wichtige Grundsätze berücksichtigt werden. Beispielsweise sollte der freie Güter- und Kapitalverkehr nicht beeinträchtigt werden. Andernfalls besteht die grosse Gefahr, dass das Ausland Vergeltungsmassnahmen ergreift. Ein Wirtschaftskrieg wäre das Letzte, was die westliche Industrielwelt im heutigen Umfeld braucht.

Sollte die ausländische Nachfrage einbrechen, wäre es ebenso falsch, die Exportindustrie gezielt zu stützen. Mehr Erfolg verspricht das Mittel der Steuerrückzahlungen. In den USA hat es sich gezeigt, dass grosse Teile von zurückbezahlten Steuern als überraschendes «Geschenk» relativ rasch ausgegeben werden und dadurch die Nachfrage auf breiter Front belebt wird. Auch eine generelle Senkung der Mehrwertsteuer könnte ins Auge gefasst werden.

Weil die Wirtschaft Steuersenkungen weniger bewusst wahrnimmt als Steuerrückzahlungen, ist deren Wirkung zumindest kurzfristig geringer. Steuerrückzahlungen sind deshalb vorzuziehen. Steuerrückzahlungen oder allgemeine Steuersenkungen haben zudem den Vorteil,

dass die Politiker keine Möglichkeit haben, ihren Wählern strukturverzerrende Steuer- und Investitionsgeschenke zu machen.

Wirtschaftsprognosen sind Glücksache. Ob die schweizerische Wirtschaft in nächster Zeit in eine Krise schlittert oder nicht, steht noch in den Sternen und wird grösstenteils durch externe Faktoren bestimmt. Dennoch sollte eine Steuerrückzahlung vorbereitet werden. Das genaue Ausmass könnte festgelegt werden, wenn sich das Krisenszenario bewahrheiten sollte.

Steuerrückzahlungen oder Steuersenkungen bringen höhere Defizite mit sich. Deshalb sollten der Bund, die Kantone und die Gemeinden bereits heute die aussergewöhnlich günstige Situation auf den Kapitalmärkten mit den niedrigen Zinsen zur Beschaffung der eventuell später benötigten Mittel nutzen. Sollte die Krise ausbleiben, können die bereits aufgenommenen Gelder zur günstigen Refinanzierung der bestehenden Schulden verwendet werden.





# Tanz in den Bankrott

Von Hansrudolf Kamer — Die führenden Staatenlenker der Welt haben sich in Mexiko getroffen und sich gegenseitig Vorwürfe gemacht. Die meisten davon sind begründet.



Das schöne Wort *brinkmanship* wird im Langenscheidt übersetzt mit «Politik des äussersten Risikos» – so, bis es nicht mehr geht. Das Wort taucht auf im Bericht der Brookings Institution zur Lage

der Weltwirtschaft, wo es heisst, *brinkmanship* lähme die Politik, unterminiere das Vertrauen und sabotiere «die Wirkungskraft makroökonomischer Werkzeuge».

Mit andern Worten: Die Politik befindet sich in der Sackgasse. Das Wirtschaftswachstum verlangsamt sich in Amerika. Grosse Teile Europas sind bereits in einer Rezession. Die Aussichten Chinas haben sich verschlechtert. Indiens Reformprozess tritt an Ort. Anderen mittleren und grösseren Wirtschaftsräumen wie Brasilien geht es kaum besser. Protektionismus nimmt zu, der freie Handel ab.

Das alles hindert die Politiker, die sich gerne «world leaders» nennen, nicht daran, sich weiter auf der Weltbühne als Stars zu produzieren. In Mexiko übten sich die G-20-Protagonisten in wortreichen Communiqués, doch der eigentliche Zweck des Jamborees waren die gegenseitigen Schuldzuweisungen und Belehrungen, was nun zu tun sei.

Was aber tun, wenn Mut und Ideen fehlen? Aufschieben, ablenken und jemandem andern die Schuld geben. Nachdem Präsident Obama wegen der misslichen Lage seinem Vorgänger nicht mehr alles anlasten kann, hat er einen neuen Sündenbock gefunden: Europa.

## Europa hört die Botschaft

Obama ermahnte die Europäer, sie sollten ihre Entscheidungsprozesse beschleunigen und die Wirtschaft stimulieren. Timothy Geithner, der Finanzminister, forderte die Europäer auf, die Schleusen zu öffnen, sich noch mehr zu verschulden und die Staatsausgaben drastisch zu erhöhen. Andere Welt-Grössen aus China und Russland, aus Südkorea, Japan und Brasilien intonierten im Chor das Gleiche.

Viele in Europa hören die Botschaft an sich gerne. Angeblich hat man vom Sparen genug, obwohl noch gar nicht gespart wurde – die Staatsausgaben haben überall zugenommen. Doch weil der Chef-Prediger aus Amerika kommt, ärgern sich viele darüber. Der Refrain

lautet, Amerika solle doch vor der eigenen Haustüre kehren.

Die Gründe liegen auf der Hand. Obamas Defizit im Staatshaushalt ist grösser als jenes aller Euro-Staaten zusammen, so gross, dass die wachsende Verschuldung künftiges Wirtschaftswachstum abwürgt. Obama meint ungerührt, Amerika sei von Europa «angesteckt» worden. Was den Ursprung der Finanzkrise betrifft, verhält es sich eher umgekehrt. Die Ausrede überzeugt niemanden, denn der amerikanischen Aussenhandel ist generell für die Wirtschaft weniger wichtig, als er für die Länder in Europa ist.

Für die hohe Arbeitslosigkeit und das laue Wachstum in Amerika ist Europa nicht verantwortlich, ausserdem hat der Austausch von Gütern und Dienstleistungen über den Atlantik zu-, nicht abgenommen. Genauso wenig sind Amerikas Probleme die Ursache für Europas Schwierigkeiten. Beide sind durch eigenes Verschulden in die Krise gerutscht. Die Aussichten, sie zu bewältigen, sind für beide auch nicht besser geworden.

Die Wahlen in Griechenland haben zwar die Weichen für eine Regierung gestellt, die mit der EU irgendwie im Geschäft bleiben und Erleichterungen aushandeln will. Frankreich hat nun die totale Linksmehrheit, die die Wähler gewünscht haben. Doch Hollandes Plan,

Deutschland für seine illusionären Wahlversprechen zahlen zu lassen, wird nicht verfangen. Der griechische und der französische Erpressungsversuch werden scheitern.

## Wählen, wählen, wählen

Es gibt europäisch-amerikanische Ähnlichkeiten. Regierungen fast aller Couleure haben in den letzten Jahren ihre Politik auf wachsende staatliche Ausgaben, staatliche Verschuldung und staatlich garantierte Kredite abgestützt. Oder wie sich der estnische Präsident ausdrückt: Statt Realwerte zu schaffen, haben sie Schulden gemacht, die Bücher frisiert, Eurostat angelogen, vom Sparkapital anderer gelebt. Das betrifft hauptsächlich das alte Europa, nicht das neue. Deutschlands sehr relativer Erfolg ist die Ausnahme.

Amerika hat politische Vorteile. Es kann mit einem Schlag eine Richtungsänderung erzwingen und Neues versuchen. Die Minderheit wird sich der Mehrheit fügen – wenigstens eine Zeitlang. Europa dagegen wählt und wählt, Amtsträger werden in die Wüste geschickt, und doch ändert sich wenig.

Die Politiker des alten Europa sind es gewohnt, öffentliche Wohltaten zu verteilen, nicht, sie abzuschaffen. Sie werden kaum ihre Staatsbudgets plötzlich um einen Drittel kürzen. Wachstum werden sie so nicht zustande bringen. Die Jahrzehnte staatlicher Ausgaben- und Verschuldungspolitik haben eine Anspruchsmentalität herangezüchtet und so viele Interessengruppen im Kampf um die öffentlichen Gelder in die Arena gezogen, dass jede Erneuerung blockiert werden kann. Die Staaten bewegen sich mit unterschiedlicher Geschwindigkeit auf den Bankrott zu. *Brinkmanship* heisst auch: tänzeln am Abgrund. ○



Chor der Schuldenmacher: G-20-Gipfel in Mexiko.

## Asyl: Herumeiern und Eierwerfen

Von Christoph Mörgeli

Die Schweiz als Absurdistan. Tagelang zankte sich der Nationalrat um ein paar Verschärfungen des Asylrechts. Die Mitteparteien haben gemerkt, was die Bevölkerung längst weiss: Die Asylanten tanzen uns auf der Nase herum. Und es wird kaum ein echter Flüchtling durch unsere milliardenteure Asylbürokratie geschleust. Wider besseren Wissens behauptete Simonetta Sommaruga, es gehe im Asylbereich «um Leib und Leben». Die Bundesrätin macht auf Auftragsverweigerung: «Sie können das tun, aber es nützt nichts.» – «Solche Bestimmungen bringen nichts.» – «Man sollte es besser bleiben lassen.» Was heisst: Regierung und Verwaltung wursteln weiter wie bisher.

Kommissionssprecher Kurt Fluri meinte, dass «gerade ab dem Jahr 2008 ein sprunghafter Anstieg der Asylgesuche festgestellt werden musste». Was er beim verbalen Herumeiern verschwie: Ende 2007 wurde Christoph Blocher als Asylverantwortlicher abgewählt. 2012 gab es in den ersten fünf Monaten mehr Asylgesuche als in der Ära Blocher in einem Jahr.

Alexander Tschäppät, Berner Stadtpräsident, der eben noch öffentlich «Fuck Blocher» gerölet hat, sprach von «Menschlichkeit, Anstand und Fairness». Die Linke – sonst den traditionellen Familienmodellen abhold – beschwor bei den Asylanten plötzlich die «Familie und ihre Einheit» als «natürlichen und undamentalen Baustein der Gesellschaft». Vischer (Zürich), Schenker (Basel), Tschäppät (Bern), Hodgers (Genf) lobten die Asylbewerber über den grünen Klee. Warum also plant der Bund Asylunterkünfte in Unterschächen, Andermatt, Sufers und Nottwil? Die ländliche Bevölkerung denkt anders und wehrt sich mit Recht. Die Zentren gehören mitten in die rot-grünen Städte, wo man die Nordafrikaner offenbar begeistert empfängt.

Die Mehrheit von zwei Dritteln, die für Verschärfungen stimmte, musste das Bundeshaus durch den Hinterausgang verlassen. Denn auf dem Bundesplatz hatten sich Asylanten zusammengerottet und bewarfen politisch missliebige Volksvertreter mit Eiern. Die Eierwerfer aus Ländern, wo manche ihren Hunger gerne mit diesen Eiern stillen würden, haben sich bereits voll in die Überflussgesellschaft integriert. Und sie haben in ihren Herkunftsländern gelernt, dass man zumindest versuchen kann, Politiker durch Gewaltanwendung gefügig zu machen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat. Mehr zum Thema: Seite 22

## Brienzersee: Wasserlunge Europas?

Von Peter Bodenmann — Für den Nestlé-Präsidenten Peter Brabeck ist Wasser bald einmal knapper und teurer als Öl.



Goldgrube der Zukunft: Brienzersee im Berner Oberland.

Die rechten Klimaleugner haben es schwer. Ihre Hauptzeugen – die Schweizer Gletscher – sterben schneller als die Menschen in Camus' «Pest», und zwar einer nach dem andern, den Hitzetod.

Die Schweiz war bisher das Wasserschloss Europas. Künftig wird das Mittelland im Winter regelmässig von Hochwassern heimgesucht. Und im Sommer trocknen die Flüsse aus. Wassergekühlte Atomkraftwerke und die Rheinschiffahrt können nicht überleben.

Das Berner Oberland östlich von Interlaken ist wirtschaftlich keine Goldgrube. Deshalb leben rund um den Brienzersee nicht halb so viele Menschen wie in Oerlikon. Die Armee vertreibt die Touristen mit den in Meiringen startenden und landenden Kampffjets.

Gegen das Gletschersterben empfehlen uns die Experten des Bundes den Bau neuer Staudammern. Das wird – wegen der jeweils zu kleinen Einzugsgebiete – erstens nicht funktionieren und kommt zweitens auch zu teuer.

Der Brienzersee allein hat mehr Stauvolumen als alle heutigen Stauseen der Schweiz zusammen. Man könnte es nutzen:

**Neubau-Stollen Nr. 1** verbindet den tiefer liegenden Vierwaldstättersee mit dem Brienzersee. Wenn Reuss und Rhein austrocknen, liefert Brienz Wasser und Strom. Wenn in Luzern Hochwasser droht, saugen die Berner Oberländer das Wasser zurück.

**Neubau-Stollen Nr. 2** ist ein grosser Bypass zwischen Thuner- und Brienzersee. Der Brienzersee lädt und entlädt den Thunersee gleich wie den Vierwaldstättersee. Alt Stadtpräsident Tschäppät kann ab 2022 bei Wind und Wetter wieder seelenruhig mit seinen Hunden in den Matten spazieren gehen.

**Neubau-Stollen Nr. 3** steuert von Brig aus Isenthal an. Zwischen dem Einzugsgebiet der Rhone und jenem des Rheins findet bei Bedarf der gegenseitige Wasseraustausch statt.

Die Schweiz könnte so den Wasserhaushalt von Rhein und Rhone umwelt- und wirtschaftsfreundlich regulieren. Auch nach dem Tod aller Gletscher. Bei grosser Trockenheit und drohenden Hochwassern. Zugegeben: Ein fast leerer Brienzersee, eine grosse *Glungge*, ist ein Stich ins Herz jedes Landschaftsschützers.

Zeit und Geld heilen Wunden. Zeit haben wir angesichts des Gletschersterbens nicht viel. Aber Wasser wird – wenn wir Peter Brabeck glauben wollen – wichtiger und teurer als Öl. Die Berner Oberländer können die neuen Wasserscheichs Europas werden. Und während Generationen hohe Schmerzensgelder kassieren, bis der Brienzersee versandet ist.

Alles eine Fata Morgana? Rechnen Sie selber nach.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Der weite Wurf

Von Kurt W. Zimmermann — Ein 82-jähriger Milliardär begriff als Erster den wichtigsten Wandel der Zeitungsbranche.

**B**is vor wenigen Wochen war die Sportart ziemlich unbekannt. Die Sportart heisst Zeitungswitwurf.

Beim Zeitungswitwurf geht es darum, aus dem Stand eine gefaltete Zeitung möglichst weit durch die Luft zu schmeissen. Das ist technisch anspruchsvoll, weil sich das Blatt während des Flugs ausfalten kann, und der Wurf dadurch an Länge verliert.

Populär gemacht hat den Zeitungswitwurf der amerikanische Milliardär Warren Buffett. Er organisierte ein Wurfduell gegen Bill Gates. Buffett feierte damit seine neuste Investition. Er hatte soeben 63 regionale US-Zeitungen gekauft. Es waren Blätter wie *The Richmond Times-Dispatch* und *The Winston-Salem Journal*.

Buffett gilt mit seiner Beteiligungsfirma Berkshire Hathaway als der Grossinvestor mit der besten Nase aller Zeiten. Seine Anteile an Unternehmen aller Art sind inzwischen gegen 400 Milliarden Dollar wert. In seinem Portfolio liegen Assets wie Coca-Cola, Procter & Gamble, Anheuser-Busch, American Express und IBM. Auch eine Beteiligung von 18 Prozent an der *Washington Post* gehört dazu. Er kaufte sie 2004, am Anfang der sogenannten Zeitungskrise.

Warum also kauft ein Grossinvestor im Jahre 2012 Dutzende von Zeitungen zusammen? Und warum kündigt er frohgemut an, er werde wohl noch weitere Titel kaufen?

Die Antwort ist einfach. Buffett kauft Zeitungen, weil deren Geschäftsmodell in den letzten zehn Jahren zusammengebrochen ist. Es war das Geschäftsmodell der Quersubventionierung.

Was ist passiert? Bis vor zehn Jahren finanzierten sich die Zeitungen primär durch Werbeeinnahmen. Die Leser waren nur Mittel zum Zweck. Man brauchte sie zum Zweck der Inserate. Sie waren eine Handelsware. In der Schweiz machten die Werbeerlöse etwa zwei Drittel der Einnahmen einer Zeitung aus. In den USA stieg dieser Anteil bis gegen achtzig Prozent.

Weil die Leser nur Mittel zum Werbezweck waren, waren Zeitungen billig. Die Abonnements kosteten bis vor zehn Jahren wenig, weil man dadurch höhere Leserzahlen erreichen konnte und so den Werbemarkt überzeugte.

Dann kamen die Krisen nach 2001 und 2007, in denen das Werbevolumen der Tageszeitungen aus konjunkturellen Gründen dramatisch sank. Gleichzeitig ging die Werbung aus strukturellen Gründen zurück, weil immer mehr Gelder in andere Angebotsformen wie TV,



Für echte Kunden: Grossinvestor Buffett.

Internet und Gratisblätter flossen. Die schönen Zeiten einer Quersubventionierung der Leser durch die Werbekunden waren vorbei. Bei Regionalzeitungen sank der Werbeanteil an den Gesamteinnahmen gegen fünfzig Prozent. Irgendwann in der Zukunft, so weiss die Branche, wird er bei einem Drittel ankommen.

Nun wurden auf einmal die Leser wichtig. Die Medienhäuser entwickelten nun ein neues Verständnis ihrer Kunden, das sie zuvor hundert Jahre lang nie gepflegt hatten. Kunden waren nun plötzlich dazu da, für ein Produkt einen angemessenen Preis zu bezahlen. Die Abonnementspreise wurden überall massiv erhöht, um den Wegfall der Werbegelder zu kompensieren.

Kunden von Zeitungen sind darum erst seit wenigen Jahren mit anderen Kunden vergleichbar. Sie sind heute vergleichbar mit den Kunden von Coca-Cola, Procter & Gamble, Anheuser-Busch, American Express und IBM. Sie bezahlen nunmehr einen realen Preis für ein Produkt, weil sie das Produkt wollen. Sie bekommen es nicht mehr halb geschenkt, weil es über Werbung querfinanziert ist.

Warren Buffett, heute 82 Jahre alt, realisierte diesen Wandel. Er realisierte von ausserhalb, was in der Medienbranche selbst nur wenigen aufgefallen war. Die Zeitungen haben heute erstmals Kunden, die diesen Namen verdienen. Für echte Kunden lohnt sich ein Investment.

# 25,4 Millionen für den Goliath

Von Alex Baur

**F**ür Greenpeace war 2011 ein durchzogenes Jahr. Obwohl der Reaktor-GAU von Fukushima der grünen Lobby ungeahnt Auftrieb verschaffte, floss weniger Geld als auch schon. Wie dem Greenpeace-Jahresbericht zu entnehmen ist, zahlten letztes Jahr in der Schweiz 159 000 Spender (rund 9000 weniger als im Vorjahr) bloss noch 25,4 Millionen Franken ein (minus eine Million).



Wie Greenpeace-Präsidentin Cécile Bühlmann (GP) im Vorwort schreibt, erfüllen Bundesrat und Parlament mit dem verkündeten Atomausstieg «das strategische Hauptziel» von Greenpeace. Man brauche nun, so frohlockt sie, kein Geld für die einst geplante Volksabstimmung zum Neubau von AKW auszugeben, die «über Nacht vom Tisch gefegt» worden sei. Allerdings sei es schon ein ungewohntes Gefühl, plötzlich eine politische Mehrheit hinter sich zu wissen.

Rein finanziell könnte sich der angekündigte Atomausstieg für Greenpeace zum GAU entwickeln. Wer spendet denn schon für einen Kampf, der bereits gewonnen ist. Folgerichtig muss das sogenannte Fundraising – mit 17 Prozent der Ausgaben nach den Kampagnen (73%) der zweitwichtigste Posten im Budget von Greenpeace – intensiviert werden. Bereits im letzten Herbst wurde deshalb eine Werbekampagne in eigener Sache unter dem Motto «David gegen Goliath» lanciert.

Fragt sich nur, wer hier der David und wer der Goliath ist. Das Nuklearforum – ein privater Verein, der von Firmen und Forschern getragen und von AKW-Gegnern als Atomlobby apostrophiert wird – verfügte letztes Jahr über ein Budget von gerade mal 3,59 Millionen Franken. Greenpeace hat mehr als sieben Mal mehr Geld. Die meisten Mittel flossen beim Nuklearforum zudem in Recherchen und Analysen, die sich weniger an die Öffentlichkeit, sondern eher an die Fachwelt richteten.

Schaut man sich den propagandistischen Erfolg in den Medien an, wird vollends klar, wer hier der Goliath und wer der David ist. Gibt man in der Schweizer Mediendatenbank die Stichworte «Greenpeace and Fukushima» ein, spuckt das Suchprogramm für das letzte Jahr 573 Zeitungsartikel aus; zu den Stichworten «Nuklearforum and Fukushima» finden sich gerade mal 38 Artikel. 15:1 für Goliath.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man auf einer einspurig geführten Autobahnstrecke mit einer signalisierten Maximalgeschwindigkeit von 100 oder 80 km/h aus Jux und Tollerei nur mit 50 bis 60 km/h fahren, auch wenn sich hinter einem eine immer länger werdende Kolonne aufstaut?

*Herman Janson, Luzern*

Nein, Herr Janson, Sie dürfen nicht. Erstens beträgt die Mindestgeschwindigkeit auf Schweizer Autobahnen 60 km/h, Sie riskieren also, mit dem Gesetz in Konflikt zu kommen. Zweitens sind Langsam- und Erziehungsfahrer ein grosses Ärgernis auf Schweizer Strassen. Sie schaden der Umwelt, verursachen Kosten und provozieren gefährliche Manöver. Wie würden Sie reagieren, wenn der Kunde an der Migros-Kasse vor Ihnen seinen Einkaufsbetrag von Fr. 26.50 aus einer grossen Sparsau Münzstück für Münzstück gemächlich hervorkramte? Na also. *David Schnapp*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Ihr Artikel erstaunt mich nicht. Wir sind selber Eltern einer sogenannten verhaltensoriginellen Tochter.» *Christian Kammermann*

### Harte Fronten

Nr. 24 – «Liebe NZZ»; offener Brief von Roger Köppel

Es ist hart geworden, auch im Blätterwald, Kollegialität aus früherer Zusammenarbeit ist passé, es geht um den Konkurrenzkampf. Gratuliere zu Ihrem offenen Brief an die NZZ. Ein Armutszeugnis, dass Sie sich in Ihrem eigenen Blatt äussern müssen, da Ihnen andere Wege verwehrt werden. Dies zeigt klar, dass die NZZ in ihrer Arroganz gewachsen ist. Schade, dass das weltweit bekannte, renommierte Wirtschaftsblatt diese harten Fronten gewählt hat – wissen Sie, was? Aus meiner Sicht zeugt dies klar von Neid darauf, dass Sie und die *Weltwoche* den Mut haben, unangenehme Themen anzupacken, gut zu recherchieren und uns Leser aufzuklären. Vielen Dank! Wenigstens ein Medium in der Schweiz, das dem «Schönreden» Paroli bietet. Weiter so!

*Andréa Ottiger, Luzern*

### Will man gar nicht?

Nr. 24 – «20 000 Franken Belohnung»; Andreas Kunz über die Gemeinde Oberried

So einen unglaublichen Artikel über unsere «Bünzli»-Mitbürger in der Schweiz habe ich schon lange nicht mehr gelesen. Aber eigentlich wundert mich das nicht sehr. Was mir mehr zu denken gibt, ist Folgendes: 1. Wie kann die Strategie des Gemeinderates heissen: «Schweigen»? Und 2. Wie ist es möglich, dass mit der modernen Polizeitechnik im Jahr 2012 die Täter nicht ermittelt werden können? Oder will man eventuell gar nicht...?

*Hansruedi Pfister, Zwillikon*

### Zu viel Unruhe in den Schulzimmern

Nr. 24 – «Schüler im Therapeutenstadl»; Lucien Scherrer über die Volksschule

Mich erstaunt Ihr Artikel gar nicht. Er deckt sich mit unseren Erfahrungen. Wir sind selber Eltern einer sogenannten verhaltensoriginellen Tochter. Ihr «abweichendes» Verhalten zeigte sich in der Schule darin, dass sie immer nur das Minimum des Geforderten leistete (damit auch durchkam) und ihren Standpunkt altersentsprechend eloquent zu vertreten wusste. Das war schon zu viel für die hiesige Schule. Nach langem Leiden (Mobbing, Sozialer Dienst etc.) und nach Erreichen des entsprechenden Alters geht unsere Tochter seit einiger Zeit in ein Internat im Ausland und ist auf gutem Weg zu einem Maturitätsabschluss. Dort wird gefordert, gefördert, und man versucht aus jedem Kind das Maximum heraus-

zuholen. Das ist natürlich maximale Separation, aber beim eigenen Blut hört auch das Herz eines Sozialdemokraten auf, für offenbar undurchführbare Ideen zu schlagen. PS: Was hier fehlt: Lehrer, die die Kinder, zumindest während der Arbeitszeit, wichtiger nehmen als sich selber; Disziplin, Kontrolle, mehr Ruhe im Klassenzimmer, Stillsitzen, Respekt, weniger Gruppenarbeiten und höhere Anforderungen. Denn das Lesen lernt man beim Lesen, das Rechnen beim Rechnen und das Schreiben beim Schreiben. Das ist für alle mühsam, ich weiss, auch für die Herren Lehrer. Ich spiele auch lieber, als zu arbeiten.

*Christian Kammermann, Solothurn*

Die Folgen einer Heimeinweisung oder einer Einweisung eines Kindes in eine Sonderschule sind aus pädagogischer und ökonomischer Sicht gravierend! Die Integration aller ist ein edler Gedanke, aber erzwingen lässt sie sich nicht. Ihre Umsetzung bringt es mit sich, dass es zu viel Unruhe gibt in den Schulzimmern. Daran sind nicht die Lehrpersonen und die Heilpädagogen schuld. Es stimmt auch nicht, dass es Letzteren nicht um die Kinder geht. Aber es ist sicherlich für viele Lehrpersonen nicht einfach, wenn Heilpädagogen gleichzeitig im Schulzimmer anwesend sind und gewisse Kinder nicht eine Zeitlang separiert werden können!

Gibt es nicht bald eine Änderung dieser übertriebenen Integrationsklausel, so werden Ratlosigkeit und Verzweiflung zunehmen, Lehrer-Burnouts auch. «Wir brauchen eine Reform von unten», sagt Remo Largo und trifft damit ins Schwarze. Die Schulen sollten bei der Schulführung nicht nur teilautonom sein, sondern gänzlich autonom. Der Lehrplan muss eingehalten und die Lehrziele müssen erreicht werden. Der Weg dahin muss frei gestaltbar sein. Es ist erwiesen, dass nicht nur die Eltern oder der Charakter der Lehrperson, sondern eben auch das gewählte pädagogisch-didaktische Unterrichtsmodell einen grossen Einfluss auf den Lernerfolg hat. Das hat nichts mit «Biibäbele» zu tun!

*Clarita Kunz, Schulleiterin, Herrliberg*

### Hinter der schönen Fassade

Nr. 24 – «Bestraft für die Wahrheit»; Philipp Gut über den Fall Karin Keller-Sutter

Mein Mann und ich waren immer fasziniert von dieser Karin Keller-Sutter, und wir hätten sie gerne als Bundesrätin gesehen. Nachdem ich aber alles über diese Frau gelesen habe (dank allen Artikeln in der *Weltwoche*), muss ich feststellen, dass sie ein Wolf im Schafspelz

ist. Hinter einer schönen Fassade kann sich viel verstecken. Freunde von uns konnten es auch nicht glauben, bis ich ihnen die Artikel zu lesen gegeben habe. Es ist eine Ungerechtigkeit gegenüber allen anderen Asylbewerbern, die nicht dieses Privileg bekommen haben. Warum gerade diese Familie, sind denn nicht alle gleich?

*Ursula Aschwanden, Frauenkappelen*

### Positive Aspekte des starken Frankes

Nr. 24 – «Nationalbank liegt richtig»; Kurt Schiltknecht über die SNB

Seit Jahrzehnten umgibt sich die Schweizerische Nationalbank (SNB) mit Wirtschaftsprofessoren, welche deren Geldpolitik mit den einseitigsten und unsinnigsten Argumenten rechtfertigen. Sie sind von der SNB direkt oder indirekt abhängig (Löhne, Honorare, Bankratsentschädigungen). Beispiel: Bankprofessor Urs Birchler, Ehemann von Prof. Monika Bütler, SNB-Bankrätin, schrieb in der NZZ, mit jedem Cent, den der Euro fällt, würde die Schweiz reicher. Prof. Tille, Bankrat der SNB, schrieb ebenfalls in der NZZ, mit jedem Cent, um den der Euro falle, verliere die Schweiz Milliarden. Prof. Schiltknecht, vormals SNB, kanzelt einen Journalisten ab: Eine Wechselkursanbindung sei nicht zu vergleichen mit einer Wechselkursuntergrenze.

Letztere sei nur temporär. Die SNB hat dies aber anders kommuniziert. De facto rät Schiltknecht der SNB, das Wechselkursziel situativ anzupassen – ergo eine einseitige, noch riskantere Anbindung. Schiltknecht verschweigt zudem, dass die Untergrenze von der SNB mit Krediten von den Banken (mit Staatsschulden) finanziert wird. Er verschweigt, dass negatives Eigenkapital der SNB zu Konkursen bei den kreditgebenden Banken führen kann. Er übersieht auch die vielen positiven Aspekte des starken Frankens wie tiefe Zinsen, tiefe Importpreise usw. Die einseitige Argumentation der SNB und ihrer gekauften Professoren ist unwürdig! Dass die NZZ einseitig diesen Professoren eine Plattform gewährt, ist normal – dass aber auch die *Weltwoche* in dieses Fahrwasser gerät, ist schade.

*Marc Meyer, Riehen*

### Stumme Spanier

Nr. 24 – «Yesterday»; «Im Auge» von Peter Hartmann

Der Autor bemängelt, dass alle Spanier stumm bleiben während der Nationalhymne. Es sollte aber erwähnt sein, dass die «Marcha Real» (Königlicher Marsch) eine der wenigen Nationalhymnen ohne Text ist. Es gibt zwar verschiedene inoffizielle Texte, aber man kann ja nicht von den Fussballern erwarten, dass sie

sich vor dem Spiel noch einen gemeinsamen Text zusammenreimen. *Philipp Meier, Mels SG*

### Korrigenda

In der Medienkolumne «Zu Tode geküsst» (*Weltwoche* Nr. 23/12) über die Sendung «Standpunkte Sonntagsblick» auf SF 1 von Presse-TV heisst es: «Der Marktanteil liegt mit einem Prozent knapp über der Messbarkeitsgrenze.» Diese Aussage ist falsch. Die «Standpunkte»-Sendungen erreichten im Jahresdurchschnitt 2011 7,3 Prozent Marktanteil.

*Die Redaktion*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



SPILMANN/FELSER/LEO BURNETT

## Das Leben sollte wieder einfacher werden.

Die Bürokratie kann einem wirklich manchmal über den Kopf wachsen. Aber nicht bei Sympany: Profitieren Sie von flexiblen Lösungen und persönlichem Service für Private und Unternehmen – erfrischend anders. Jetzt informieren: [www.sympany.ch](http://www.sympany.ch)

**sympany**  
versicherungen

# Die Schweiz bleibt grosszügig

Seit der Nationalrat Asylsuchenden nur noch Nothilfe zahlen will, gehen Flüchtlingsverbände und Hilfswerke auf die Barrikaden. Sie fürchten um die humanitäre Tradition der Schweiz. Tatsächlich war die Schweiz nie zuvor in ihrer Geschichte so hilfsbereit und spendabel wie heute. *Von Andreas Kunz*



*Längst überfällige Massnahmen:* Justizministerin Sommaruga.

Am Schluss der Debatte, als die Verschärfungen im Asylwesen beschlossen worden waren, empfahl Nationalratspräsident Hansjörg Walter (SVP) seinen Kollegen, besser den Hinterausgang zu benutzen. Auf dem Bundesplatz, wo Flüchtlingsverbände, Hilfsorganisationen und Autonome gegen die «menschenverachtende Asylpolitik» des Rats demonstrierten, konnte die Sicherheit der Parlamentarier nicht mehr gewährleistet werden. Selbst altgediente Politiker fragten sich am letzten Donnerstag in Bern, ob sie solche Zustände schon einmal erlebt haben.

## Kampf der vermeintlich Guten

Seither ist die Empörung kaum abgeklungen. Es wird zu Demos aufgerufen, Flugblätter werden verschickt, und die Proteste von Kirchenverbänden, die um die humanitäre Tradition der Schweiz fürchten, füllen ganze Zei-

tungsseiten. Geht es um Asylanten, weichen Fakten der Moral, die Fronten sind verhärtet, Emotionen werden offen zur Schau gestellt. Es ist ein Kampf der vermeintlich Guten gegen die vermeintlich Bösen.

Ein klarer Kopf tut not. Die meisten der vom Nationalrat beschlossenen und von Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) offen bekämpften Verschärfungen waren überfällig und gründen auf konkreten Erfahrungen mit der aktuellen Einwanderungswelle aus Nordafrika. Renitente und straffällige Asylbewerber sollen neu in besonderen Zentren untergebracht werden. Wiedererwägungs- und Mehrfachgesuche, die zu Verzögerungen und sinnloser Bürokratie geführt haben, werden formlos abgewiesen, sofern keine neuen Asylgründe aufgeführt sind. Wer untertaucht, verliert sein Recht auf Asyl. Ausweisungen in sichere Herkunftsstaaten sollen neu in jedem

Fall zumutbar sein. Es sind Massnahmen, die selbst von den Flüchtlingsverbänden kaum bestritten worden sind. Und bei denen man sich fragen muss, warum sie nicht schon längst zur Anwendung gelangten.

## Die grössten Missverständnisse

Für die hitzigsten Diskussionen sorgte der Beschluss, Asylbewerbern künftig nur noch Nothilfe zu zahlen. Dabei kam es zu einigen Missverständnissen. Tatsächlich bedeutet der Entscheid Folgendes:

1 — Ein Flüchtling, der an Leib und Leben bedroht ist und in der Schweiz Asyl erhält, bekommt weiter Sozialhilfe bezahlt. Das sind in der Schweiz durchschnittlich rund 37 Franken pro Tag, was monatlich 1110 Franken entspricht (Unterkunft, Versicherungen, Arztkosten etc. nicht eingerechnet). Es ist ein Vielfaches dessen, was er in seiner Heimat verdienen würde. Er kann damit machen, was er will – selbst wenn er straffällig wird, kann er nicht sanktioniert werden. Auch bei lebenslanger Arbeitslosigkeit braucht er nicht zu fürchten, jemals auf die Unterstützung verzichten zu müssen. Gemäss einer kürzlich erschienenen Studie des Bundesamts für Statistik beziehen neunzig Prozent aller anerkannten Flüchtlinge Sozialhilfe – darunter auch solche, die schon seit Jahrzehnten in der Schweiz leben.

2 — Die gleiche Sozialhilfe erhalten weiterhin auch vorläufig aufgenommene Asylanten, deren Asylantrag zwar abgelehnt worden ist, die «wegen Unzumutbarkeit» jedoch nicht in ihr Heimatland zurückgeschickt werden können. In diese Kategorie fallen beispielsweise die Tausende von Eritreern, die in den letzten Jahren als Dienstverweigerer in die Schweiz gereist sind. Auch sie müssen für die Unterstützung keinerlei Integrationsleistungen erbringen. Wenn sie straffällig werden, haben sie weder eine Kürzung der Fürsorge noch andere Sanktionen zu befürchten.

3 — Neu wird es nach den Plänen des Nationalrats eine Nothilfe erster und zweiter Klasse geben. Nothilfe der zweiten Klasse, also rund sechs bis acht Franken pro Tag (plus Unterkunft, Kleider und Versicherungen), erhalten wie bisher Asylanten mit Nichteintretensentscheid (NEE) oder mit abgewiesenem Asylantrag. Ihre Asylgründe waren vorgeschoben oder ungenügend. Sie haben ihr Aufenthaltsrecht in der Schweiz verwirkt. Mit der Nothilfe sollen sie dazu gebracht werden, das Land zu verlassen. Nothilfe der ersten Klasse sollen

künftig Asylbewerber erhalten, die ins Land kommen und ihr Gesuch einreichen. Bisher hatten sie reduzierte Sozialhilfe erhalten. Wie hoch die neuen Beträge genau sein werden, ist noch unklar. Unterkunft, Kleider und Versicherungen werden in jedem Fall bereitgestellt. Ebenfalls hat der Nationalrat beschlossen, auf alte und verletzte Personen besondere Rücksicht zu nehmen. Allen anderen bleibt freigestellt, ob sie ihre Nothilfebeiträge nach den ersten drei Monaten im Land mit einer Arbeit selber aufbessern wollen.

Der Sinn des geplanten Regimes besteht darin, dass Asylbewerber, über deren Antrag noch gar nicht entschieden worden ist, nicht mehr von Beginn ihres Aufenthalts an grosszügige Unterstützung erhalten. Es kann nicht sein, dass die Schweiz allen Migranten der Welt quasi als Willkommensgeschenk für eine illegale Einreise Sozialhilfe bezahlt. Kein Land der Erde macht dies. Warum sollten Asylbewerber überhaupt noch mit den Behörden kooperieren, wenn sie von Anfang an praktisch das volle Programm erhalten? Erfahrungen haben gezeigt, dass Asylanten ihre Dokumente verstecken oder vernichten, falsche Angaben machen und die Verfahren bis zur letzten Rekursmöglichkeit verzögern, um weiter von der Fürsorge leben zu können. Neu sollen Asylsuchende erst Sozialhilfe erhalten, wenn sie kooperieren und ihr Antrag ange-

nommen wird. Wird er abgelehnt, rutschen sie von der Nothilfe erster Klasse in die zweite Klasse.

Mit dem geplanten Regime – falls es denn im Herbst auch vom Ständerat angenommen wird – bleibt die Schweiz ihrer humanitären Tradition treu. Ausser in Schweden, das leicht höhere Beiträge bezahlt, erhalten Flüchtlinge in keinem Land der Welt eine bessere Unterstützung. Vielmehr bleibt die Alpenrepublik laut Fachleuten derart attraktiv, dass Asylanten auch nach Jahren keinen Druck verspüren, eine Arbeit zu suchen, Deutsch zu lernen und sich zu integrieren.

### Geduldet, wenn sie sich ruhig verhielten

Tatsächlich war die Schweiz noch nie so humanitär wie heute. Nie zuvor sind so viele Menschen aufgenommen und versorgt worden, ohne einen Asylgrund zu haben. Als im 19. Jahrhundert Liberale aus Deutschland, Aufständische gegen die russische Herrschaft in Polen oder Sozialisten und Anarchisten aus ganz Europa in der Schweiz Schutz und Unterkunft fanden, wurden sie zwar geduldet – aber nur, solange sie sich ruhig verhielten. Mancherorts hat man sogar nur reiche, kunstfertige oder handwerklich begabte Flüchtlinge aufgenommen. Sobald einer delinquierte, wurde er bestraft und nicht selten in die Heimat zurückgeschickt. Wer schlecht ausgebil-

det oder arm war, musste Einsatz zeigen und sich den Respekt der Einwohner und sein Bleiberecht erarbeiten.

Der Flüchtlingsbegriff der Hilfswerke stammt noch aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs, als Europa ein Schlachtfeld war und Flüchtlinge vor dem sicheren Tod flohen. Heute kommen die Migranten nicht mehr aus den Nachbarländern, sondern aus Afghanistan, China, dem Irak, Sri Lanka oder Nigeria. Die Missbräuche im Asylverfahren haben massiv zugenommen, die Integration der Menschen aus den verschiedensten Kulturkreisen hat sich dramatisch erschwert. Tatsächlich an Leib und Leben bedroht ist gemäss Fachleuten in den Empfangsstellen höchstens ein Prozent der Migranten. Die offizielle Anerkennungsquote beträgt rund zehn Prozent.

Die Schweizer Flüchtlingspolitik war schon früher hart umkämpft. Trotz den neuen Verschärfungen bleibt die Schweiz eines der grosszügigsten und hilfsbereitesten Länder der Welt. Erst kürzlich hat sie über elf Milliarden Franken Entwicklungshilfe für die nächsten vier Jahre gesprochen. Mit weiteren Geldern beteiligt sie sich an Hilfswerken wie dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz (IKRK), das sie mit rund hundert Millionen Franken pro Jahr finanziert. Sozialhilfe für alle Wirtschaftsmigranten dieser Welt hat mit humanitärer Tradition nichts zu tun. ○

**105**  
ONE-O-FIVE

**HOLIDAYS**

*Wir bezahlen  
deine Traumferien*

-  **1. CHECK IN**  
auf 105.ch die Traumdestination auf der Weltkarte auswählen
-  **2. BOARDING PASS**  
105 hören und den Boarding Pass sichern
-  **3. TAKE OFF**  
Jede Woche Traumferien im Wert von CHF 10'000\* gewinnen

**WWW.105.CH**

\*ALLE WETTBEWERBSREGELN AUF 105.CH, LAUFZEIT 105 HOLIDAYS 04.06. – 29.06.2012  
RADIO 105 EMPFÄNGST DU ÜBERALL AUF DAB+, IM KABELNETZ: Z.B. BS 103.9, BE 105.6, LU 101.7, SG 105.3, ZH 105.1 UND UKW 93.0FM

# Wohlleben im Speckgürtel

Wenn Politik und Verwaltung etwas durchsetzen wollen, dann beginnen externe Berater mit Rechnen und Schreiben. Pro Jahr kostet das die Steuerzahler mehr als eine Viertelmilliarde Franken.

Von Christoph Landolt



Fruchtbare Biotope: Bundeshaus, Bern.

Sieben Beratungsaufträge hat das Bundesamt für Migration (BfM) der Rexult AG erteilt. Ausgeschrieben war nur der erste über 110 000 Franken. Der zweite Auftrag wurde freihändig vergeben, er belief sich auf 248 000 Franken – genau 1500 Franken unter dem Betrag, ab dem zwingend eine öffentliche Ausschreibung nötig gewesen wäre. Auch die restlichen fünf Aufträge, weitere 405 000 Franken, wurden der Berner Beratungsfirma direkt zugeschanzt. Zufall? Oder Salamtaktik, um die Vorschriften für öffentliche Beschaffungen zu umgehen? Die Folgeaufträge seien zu Beginn «nicht voraussehbar gewesen», erklärte der Bundesrat kürzlich auf eine Interpellation von FDP-Präsident Philipp Müller. Alles also ganz legal.

Die Rexult-Aufträge wären nie Thema mehrerer Vorstösse geworden, wenn damit nicht eines der grössten Führungsdebakel der letzten Jahre verbunden wäre. Die von der damaligen

Justizministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) angeordnete und von Rexult umgesetzte BfM-Reorganisation führte ab dem Jahr 2009 zu einem heillosen Durcheinander. Eine Kündigungswelle und ein Effektivitätsverlust von 20 Prozent waren die Folge. Im Moment versucht man beim BfM, die Umstrukturierung rückgängig zu machen, ohne Rexult. Der Bundesrat will die Geschichte ruhen lassen, verspricht aber den Aufbau eines Controllings «zur departementsübergreifenden Überwachung und Steuerung der Beschaffungen».

Das Problem ist bekannt: Im Bereich Beratermandate gibt es kaum Transparenz. 2006 wollte die Geschäftsprüfungskommission (GPK) des Ständerats deshalb Licht in den Beraterdschungel bringen. Der Bericht liest sich wie ein Menetekel für das Rexult-Fiasko: Die Aufträge gehen immer wieder an die gleichen Anbieter. Sechs von zehn Franken fliessen in

Mandate, die freihändig vergeben werden. Wundersamerweise liegen die Auftragssummen immer wieder knapp unter dem Schwellenwert. Eine rätselhafte Häufung von Aufträgen stellte der GPK-Bericht jeweils im Dezember fest, wenn noch Kreditreste ausgegeben werden («Dezemberfieber»).

Weil der Bund 2008 zu einem neuen Rechnungsmodell gewechselt hat, ist nicht einmal bekannt, wie sich der Beratungsaufwand entwickelt hat. Fest steht, dass der Speckgürtel, der sich um das Bundeshaus gebildet hat, seither Steuergelder in der Höhe von rund einer Milliarde Franken in Anspruch genommen hat. Im Budget 2012 sind offiziell 262 Millionen Franken reserviert (2011: 225 Millionen). In Wahrheit sind die Ausgaben für externe Berater weit höher. Eine Studie zum «volkswirtschaftlichen Nutzen» der Wanderwege, die das Bundesamt für Strassen in Auftrag gegeben hat, taucht nicht in der Rubrik Beratungsaufwand auf, weil sie in der Verwaltungs-Optik zur «Grundlagenarbeit» des Bundes gehört.

Wer profitiert vom Geldsegen? Auch hier sträubt sich der Bundesrat gegen Transparenz. Ein Postulat, das eine Auflistung von Kommunikationsspezialisten, Mandaten und Honoraren verlangte, lehnte die Regierung Ende 2010 ab, weil damit eine «Sonderregelung für eine bestimmte Branche» geschaffen würde.

## Zweifel am Wahrheitsgehalt

Dabei gelten in der Expertenbranche ohnehin eigene Gesetze. Wichtiger als Fachwissen scheint für Berater der direkte Draht zur Verwaltung zu sein. Hilfreich ist auch eine Nase für das gewünschte Resultat. Berateraufträge funktionieren in Bern oft als Doppelpassspiel, bei dem die Verwaltung einen Auftrag erteilt, den der Experte mit einer passenden Studie verdankt – mit der die Verwaltung dann ihre Aktivitäten begründen kann. Wenn die Firma Econcept die «volkswirtschaftlichen Kosten von Unfällen mit chemischen Produkten im Haushalt» ausrechnen darf, ist mit höchster Wahrscheinlichkeit etwas gegen chemische Produkte im Haushalt geplant.

Und tatsächlich: Das Bundesamt für Gesundheit will die entsprechende Studie im September vorstellen, «anlässlich unseres Kampagnenstarts zur Umstellung auf die neuen Gefahrenkennzeichen für chemische Produkte», wie BAG-Sprecherin Eva van Beek bestätigt. Die 50 000 Franken teure Studie, die eine bereits beschlossene Gesetzesänderung mit



passenden ökonomischen Argumenten flankieren soll, wurde freihändig vergeben. Bereits erschienen ist eine 120 000 Franken teure Econcept-Studie, die festgestellt hat, dass die bisherigen Gefahrensymbole «in der Bevölkerung noch zu wenig bekannt» sind.

Politische Ziele verfolgt auch das Bundesamt für Sozialversicherungen (BSV), wenn es von den Beratern von Prognos die Kosten von Krippenplätzen ausrechnen lässt: Die Studienautoren vergleichen dabei einige ausgewählte Krippen in der Waadt und im Kanton Zürich. Während jene in Zürich zur Hälfte Praktikantinnen und Lehrlinge beschäftigen, arbeiten in den welschen Krippen Sozialpädagoginnen mit Hochschulabschluss. Am Ende sind beide Modelle gleich teuer, weil die Zürcher Krippen fast doppelt so viel Platz beanspruchen. Obschon Prognos schreibt, dass die Krippen 15 Prozent einsparen könnten, kommt das BSV zum Schluss, dass das Geld «also nicht etwa verschwendet» werde. Das sei «hinsichtlich der bisherigen und künftigen Investitionen in diesen Bereich sehr erfreulich». Erfreulich fand den 96140 Franken teuren Bericht auch die Presse, von der NZZ («Kinderkrippen arbeiten effizient») bis zum *Landboten* («Krippen können kaum günstiger arbeiten»). Ziel erreicht.

Das Muster ist stets dasselbe: Wenn einmal ein wissenschaftlicher Bericht da ist, widerspricht keiner mehr. Politische Entscheide werden so zur technokratischen Notwendigkeit – zum Verwaltungsakt. Politik und Verwaltung delegieren ihre Verantwortung an externe Berater, die so zu eigentlichen Meinungsmachern werden. Selbst wenn dabei formell alles korrekt zugeht, ist die Entwicklung fragwürdig.

Die *Weltwoche* hat bei sämtlichen Bundesstellen nach einer Auflistung der Beratermandate samt Honorar gefragt. Der vorliegende Artikel dürfte den Steuerzahler teuer zu stehen gekommen sein, denn die meisten Ämter mussten die Daten mühsam zusammentragen. Ein Mitarbeiter eines grossen Bundesamts bezweifelte, dass die gelieferten Daten überhaupt die ganze Wahrheit zeigten, da externe Beratermandate unter verschiedenen Titeln ausgewiesen würden. «Man kann das gar nicht umfassend zusammentragen.» Ausserdem kamen datenschützerische Bedenken auf: «Wir müssten da zuerst ein juristisches Gutachten in Auftrag geben.»

### Hoflieferanten und Rechenkünstler

Dennoch erlauben die Daten sowie weitere Recherchen bemerkenswerte Schlüsse. Klar ersichtlich ist, dass einige externe Berater quasi einen Hoflieferanten-Status geniessen, weil sie über einen besonders guten Kontakt zum jeweiligen Bundesamt verfügen. Das BfM etwa bestellt seine Gutachten am liebsten beim Forum für Migration der Universität Neuenburg, das illegale Ausländer nicht wie üblich als Sans-Papiers, sondern noch korrek-

ter als «undokumentierte KlientInnen» bezeichnet. Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) vertraut auf das externe Fachwissen seiner früheren Vizedirektorin Barbara Rigassi. Sie ist inzwischen Chefin der 40-köpfigen Beratungsfirma Brugger und Partner, die dem Seco zuletzt den Leitfaden «Frauen in Führungspositionen: So gelingt's» geliefert hat.



*Interpellation: FDP-Präsident Müller.*



*«Undokumentierte KlientInnen»: Sans-Papiers.*



*Die Sonne scheint nicht immer: Ledergerber.*

Die Namen einiger Grossbüros tauchen gleich bei mehreren Ämtern auf: Zu den Platzhirschen gehört etwa Infrac, zu dessen Gründern der spätere Zürcher Stadtpräsident Elmar Ledergerber (SP) und die Aargauer SP-Nationalrätin Ursula Mauch gehören. Ihre Eigenwerbung («Wir stellen den Kundennutzen in den Mittelpunkt») nehmen die 45 Infrac-Berater durchaus ernst, wie ein Beispiel aus dem Aargau zeigt: Im Auftrag der Umweltverbände stellte Infrac fest, dass sich der Strombedarf des Kantons auch ohne neue Kraftwerke decken lasse, woraufhin die kantonalen Grünen den Atomausstieg forderten. Man könne den fehlenden Strom aus Biomasse, Windrädern und Photovoltaik gewinnen, so die Argumentation. Der Trick, den Infrac anwandte, ist simpel: Für die Studie rechnete man einfach die Jahresbilanz aller Energieträger zusammen – dass die Sonne nicht immer scheint, wurde kurzerhand ausgeblendet.

Quasi ein Spin-off von Infrac ist das Zürcher Büro Econcept mit seinen 23 Mitarbeitern. Econcept wurde ebenfalls von Ledergerber gegründet, nachdem er Infrac im Streit verlassen hatte. Von den heutigen vier Partnern arbeiteten drei früher bei Infrac, darunter die ehemalige SP-Nationalrätin Barbara Haering und die Zürcher GLP-Kantonsrätin Michèle Bättig. Für das Bundesamt für Berufsbildung und Technologie sind derzeit gleich drei Aufträge in der Pipeline.

Nicht zu verwechseln mit Econcept ist Eco-plan mit Büros in Bern und Altdorf, dessen Kundenliste sich wie ein Auszug aus dem Staatskalender liest: Bundeskanzlei, Eidgenössisches Departement für auswärtige Angelegenheiten, Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit, Eidgenössische Steuerverwaltung, Eidgenössische Finanzverwaltung und (in alphabetischer Reihenfolge) die Bundesämter für Bauten und Logistik, Berufsbildung und Technologie, Energie, Gesundheit, Kommunikation, Raumentwicklung, Sozialversicherungen, Statistik, Strassen, Umwelt, Verkehr, Zivilluftfahrt. Die 45 Eco-plan-Mitarbeiter (darunter die neue Berner GLP-Nationalrätin Kathrin Bertschy) sind spezialisiert auf Berechnungen des volkswirtschaftlichen Nutzens. Unter Ökonomen gelten solche Studien als dubios, weil gerne auch der Nebeneffekt vom Nebeneffekt berücksichtigt wird. Neben der erwähnten Wanderweg-Studie hat Eco-plan auch den Nutzen der Präventionsanstrengungen der Beratungsstelle für Unfallverhütung (alle Massnahmen sind «rentabel») und der Neat ausgerechnet.

Dieses Kuchenstück, eine «unabhängige Wirtschaftlichkeitsstudie» im Auftrag des Bundesamts für Verkehr, konnten sich Eco-plan und Infrac brüderlich teilen. Beobachter rieben sich die Augen: Nachdem Infrac 1988 vorge-rechnet hatte, dass die beiden neuen Alpentunnels – wie gewünscht – rentabel betrieben werden könnten, war man sich zehn Jahre später einig, dass die Neat Defizite schreiben würde (selbst Verkehrsminister Leuenberger meinte, die Neat werde «so wenig rentabel sein, wie das die Feuerwehr ist»). Und nun verkündeten Infrac und Eco-plan, das Grossprojekt habe eine «ausgeglichene wirtschaftliche Bilanz». Des Rätsels Lösung: Die Baukosten der Tunneln wurden weggezaubert. Ausgeglichen ist die Bilanz gemäss neuer Studie nur, wenn statt Güterzügen mehr Personenzüge verkehren.

Dieses Mal war der Versuch zu durchsichtig, die Medien durchschauten die Rechenricks: «Wirtschaftlichkeit der Neat schlechter als erwartet» (*Tages-Anzeiger*), «Das Finanzloch bei der Neat hat sich vertieft» (*20 Minuten*), «Neat rentiert noch weniger als erwartet» (*Berner Zeitung*). Was hingegen sicher rentiert, sind die Geschäfte der Firmen, die dem Bund liefern, was er hören will. Die Neat-Studie brachte Eco-plan und Infrac 180 000 Franken ein. ○

# Das Ende der Legenden

Ein Film des Schweizer Fernsehens räumt mit der Vorstellung auf, Ex-Nationalbank-Präsident Philipp Hildebrand sei «Opfer einer politischen Kampagne» geworden. Die Dokumentation zeigt: Seine Verfehlungen schlossen einen Verbleib im Amt aus. *Von Philipp Gut*

Was weite Teile der Öffentlichkeit bis hinauf in kulturelle und akademische Höhen vom Fall Hildebrand denken, illustriert eine Episode vom 21. März dieses Jahres. An einer Diskussion im Zürcher Theater Neumarkt streiften Politologieprofessor Hanspeter Kriesi, *Tages-Anzeiger*-Co-Chefredaktor Res Strehle und SRG-Generaldirektor Roger de Weck unter der Moderation von Daniel Binswanger auch die Affäre Hildebrand. Professor Kriesi lobte die «herausragenden Leistungen» des ehemaligen Nationalbank-Präsidenten, um sich dann wie folgt zu äussern: «So jemand wird einfach durch eine Schmutzkampagne eines Magazins, auf das dann die anderen [Medien] eingehen, zu Fall gebracht. Und niemand sonst in der Presse sagt, was tatsächlich der Fall ist: dass hier eine Schweinerei passiert.» Worauf sich Roger de Weck einschaltet: «Einer, der neben dir sitzt, hat genau das geschrieben, was du einforderst. Das darf man schon einmal erwähnen!», so der SRG-Boss in Anspielung auf *Magazin*-Kolumnist und Hildebrand-Verteidiger Binswanger. Das Neumarkt-Publikum quittierte den Einwurf des SRG-Generaldirektors mit spontanem Applaus und Bravorufen.

Szenenwechsel. Interlaken, vorletzte Woche. Am Swiss Economic Forum (SEF) tritt, zum ersten Mal seit seinem unrühmlichen Abgang im Januar, Philipp Hildebrand auf. Als sei nichts gewesen, zeigt sich Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) strahlend an der Seite des gestrauchelten Notenbankers. Auch am Fuss der Jungfrau wird der Unschuldsmythos zelebriert: Im kleinen Kreis erklärt Hildebrand seinen Sturz allen Ernstes durch den Umstand, dass er es leider unterlassen habe, nach seiner Wahl zum SNB-Präsidenten einen Antrittsbesuch bei Christoph Blocher in Herrliberg zu absolvieren. Die Reaktion der versammelten Wirtschaftselite gleich derjenigen am «Salongespräch» im Theater Neumarkt: einhellige Zustimmung.

Zwei Anekdoten, eine Theorie: Gemäss dieser Darstellung wäre der ehemalige SNB-Chef also nicht über seine privaten Devisen- und Aktiengeschäfte gestolpert, sondern schuld- und fehlerlos einer doppelten Kampagne erlegen: einer politischen, inszeniert von der SVP, und einer medialen, exekutiert von der *Weltwoche*, die Anfang Januar die auf Insider-Wissen basierenden Transaktionen Hildebrands im Detail aufgedeckt hatte (*Weltwoche* Nr. 1/12).

Doch ausgerechnet ein neuer Dokumentarfilm des Schweizer Fernsehens widerspricht die-

ser Deutung der Dinge – und damit auch SRG-Boss Roger de Weck – jetzt fundamental. «Der erzwungene Rücktritt – warum Nationalbank-Präsident Philipp Hildebrand gehen musste» wurde am Donnerstag letzter Woche zu bester Sendezeit auf SF 1 ausgestrahlt. Es ist das Verdienst des neuen Films von Rechercheur Hansjürg Zumstein («Die Abwahl»), dass er nüchtern und präzise bei den Fakten bleibt und unbeeindruckt von politischen Nebelketten die «Hintergründe des spektakulären Rücktritts» aufzeigt, so das erklärte Ziel der Dokumentation.

Deutlich wird: Weil Christoph Blocher in den Fall involviert ist – er übergab bekanntlich Belege von Hildebrands Devisengeschäften an die damalige Bundespräsidentin Micheline Calmy-Rey (SP) –, wurde die Affäre sofort zu einer Art Plebiszit über den polarisierenden SVP-Politiker. Die Konstellation Blocher vs. Hildebrand bewirkte, dass der SNB-Präsident in den Augen vieler mit einem Heiligenschein umgeben war. Hildebrands PR-Strategen nutzten das bewusst aus: Aus dem SNB-Umfeld gelangte die Indiskretion in die Sonntagspresse, wonach Blocher der Überbringer der belastenden Dokumente sei. Mit dieser gezielten Politisierung des Falls, so das Schweizer Fernsehen, habe man versucht, «von Hildebrand abzulenken».

## «Misslungene Geldpolitik»

Der Film lenkt den Blick auf das Wesentliche zurück, nämlich auf die Fehler und Verfehlungen des obersten Währungshüters. Ausführliche Gespräche mit Experten legen die Basis zum Verständnis der Vorgänge. Notenbankexperte Professor Peter Bernholz, der ehemalige SNB-Chefökonom Georg Rich, Wirtschaftshistoriker Tobias Straumann, Ex-Gewerkschafter und *NZZ am Sonntag*-Kolumnist Beat Kappeler: Sie alle betonen die zentrale Rolle der SNB bei der «Entwicklung unserer Wirtschaft und unserer Preise» (Straumann). Nach landläufiger Auffassung gilt Hildebrands Leistungsausweis auf diesem Gebiet – der Währungspolitik – als untadelig. Dem widersprechen die zitierten Experten.

Hildebrand habe seine Amtszeit mit einem «Sündenfall» begonnen, indem er ankündigte, die expansive Geldpolitik werde nicht mehr endlos weitergeführt, sagt Beat Kappeler. Mit diesem Satz habe er eigenhändig die «Aufwertung» des Frankens eingeleitet. Hildebrand sei nicht «der perfekte Notenbanker», zu dem er im Nachhinein verklärt worden sei, so Kappeler. Weiter kritisieren die Währungsspezialisten



«Geschockt»: Bankratspräsident Raggenbass.

die erste Intervention der SNB zur Stützung des Frankenkurses in den ersten Monaten des Jahres 2010. Diese sei «zu früh» erfolgt, nämlich bei einem Franken-Euro-Kurs von 1.40. Kappeler spricht in diesem Zusammenhang von einer Panikreaktion Hildebrands. Die SNB habe «nicht richtig eingegriffen», sie sei zu wenig überzeugt und konsequent aufgetreten – und sie habe ihre Interventionen «zu wenig klargemacht», sagt Professor Bernholz. Wirtschaftshistoriker Straumann ortet gar einen schädlichen «Zickzackkurs», der dazu geführt habe, dass die Interventionen verpufft seien und der Franken entgegen der beabsichtigten Wirkung

## Mit der gezielten Politisierung des Falls habe man versucht, «von Hildebrand abzulenken».

immer stärker geworden sei. Die Versuche, den Franken zu stabilisieren, hätten sich als «Riesenfehler» herausgestellt, so Straumann.

Im Juni 2010 stoppte Hildebrand dann die Interventionen. Es bestehe keine Deflationsgefahr mehr, sagte er überraschend. Die Märkte sahen es anders: Während Hildebrands Ankündigung konnte man auf die Minute genau beobachten, wie der Frankenkurs sofort stark stieg. Die «misslungene Geldpolitik» der Nationalbank sei, so bilanziert der SF-Dok-Film, der «erste Baustein» zu Hildebrands Rücktritt gewesen.

Lob erntete Hildebrand bei den Experten hingegen für die zweite grosse Phase der SNB-Interventionen, jene vom September 2011 zur Verteidigung des Mindestkurses von Fr. 1.20. Allerdings beging Hildebrand im Zusammenhang mit dem Mindestkurs-Entscheid den



«Ursünde»: ehemaliger Notenbank-Chef Hildebrand.

Fehler, der ihn letztlich als Präsidenten der Notenbank untragbar machte. Die Fakten sind seit den *Weltwoche*-Recherchen von Anfang Januar bekannt. Der Film skizziert anschaulich die wichtigsten Geschehnisse – weil sie unerlässlich sind zur Beantwortung der im Zentrum des Interesses stehenden Frage, warum Hildebrand gehen musste.

Am 15. August 2011 – drei Wochen vor dem Beginn des SNB-Eingriffs – telefonierte Hildebrand mit seinem persönlichen Berater bei der Bank Sarasin. Gleichzeitig verabredeten sie sich zu einem Treffen. Hildebrand gab den Auftrag, Nestlé- und Roche-Aktien für rund 50 000 Franken zu kaufen. Drei Wochen später stieg der Kurs – als «Folge des Mindestkurs-Entscheids», wie das Schweizer Fernsehen festhält. Hildebrand nutzte sein Insiderwissen von den geplanten Devisenmarktintervention, um daraus persönlich und privat Kapital zu schlagen. Das Urteil der Notenbankspezialisten lässt keine Zweifel offen: Solche Transaktionen seien «nicht zu verantworten», sagt Professor Peter Bernholz. Beat Kappeler nennt es Hildebrands «Ursünde», dass er in seiner Position überhaupt auf den Gedanken kam, mit Aktien und Devisen zu handeln.

Doch Hildebrand handelte und spekulierte weiter. Mit seinem Kundenberater spricht er an jenem 15. August auch über Dollarkäufe. Er überlasse den Entscheid darüber seiner Frau, notiert der Berater – worauf er Kashya Hildebrand umgehend in ihrer Zürcher Galerie aufsucht. Das von Hildebrand aufgegleiste Geschäft wird geregelt: Sie gibt, wie besprochen, den Auftrag, für 400 000 Franken Dollar zu kaufen. Am nächsten Morgen, dem 16. August, findet Hildebrand «auf seinem Computer die Bestätigung für den Dollarkauf». Jetzt ent-

wickelt sich der Krimi im Minutentakt. Um 7,36 Uhr schreibt Hildebrand in einer E-Mail an seinen Bankberater, der Kauf überrasche ihn, er werde die Transaktionen dem Controlling-Chef der SNB, Hans Kuhn, vorlegen müssen.

Die Antwort lässt nicht auf sich warten. 24 Minuten später, es ist jetzt genau 8 Uhr, erinnert der Sarasin-Berater Hildebrand per E-Mail an das Treffen vom Vortag – und daran, was sie besprochen hatten: Wenn seine Frau Kashya die Dollarbestände auf seinem Konto erhöhen wolle, sei dies für ihn, Hildebrand, okay («it's fine with you»).

#### Die E-Mail, die ihn zum Rücktritt zwang

Für das Schweizer Fernsehen ist dies die Schlüsselszene der ganzen Affäre: Hildebrand leitet nämlich diese Nachricht nicht an die SNB-interne Aufsicht weiter. Später sollte er erklären, er habe sie «vergessen». Doch sie ist – neben den Belegen der Kontobewegungen – das entscheidende Dokument: «das Mail, das ihn zum Rücktritt zwingen wird».

Hildebrand bleibt unbeirrt, Warnungen schlägt er in den Wind. Obwohl ihn SNB-Controller Kuhn ermahnt («keine Wiederholung»), kauft er wenige Wochen später erneut Dollars. «Diesmal», bemerkt Rechercheur Zumstein, «informiert er Kuhn nicht mehr.» Die im Film zitierten Experten zeigen dafür kein Verständnis: Privat mit Aktien, Devisen, Wertpapieren zu handeln, sei für einen Notenbanker «ausgeschlossen», sagt Tobias Straumann. Es handle sich um eine «Rollenvermischung», die «einfach nicht drinliegt». Ein Fussballtrainer könne auch nicht «gleichzeitig noch als Schiedsrichter» auftreten.

Was waren die Gründe für Hildebrands Fehlverhalten? Wie konnte der hochgelobte Natio-



«Vertrauen»: Bundesrätin Widmer-Schlumpf.

nalbank-Präsident so unbesonnen handeln? Es hänge «vermutlich mit seinem Selbstbewusstsein zusammen», heisst es im Film – bevor er zu einem Grande Finale ausholt. Minutiös und mit einigen aufschlussreichen neuen Details schildert er Hildebrands letzte Tage im Amt.

Es war ein Kampf um Sein oder Nichtsein, eingeläutet am Donnerstag, den 4. Januar 2012 – dem Tag, als die *Weltwoche* erschien und die Nationalbank eine Pressekonferenz abhielt. Hildebrand holte zum vermeintlichen Gegen- und Befreiungsschlag aus und schob die Verantwortung seiner Frau zu. Er selber habe von den Transaktionen nichts gewusst. Wenn er sich etwas vorwerfen könne, dann vielleicht dies: seine Frau nicht genügend im Griff gehabt zu haben. Gelächter unter den Journalisten. Hildebrand eroberte die versammelte Presse ein letztes Mal im Sturm – frei nach dem beliebten Motto: «cherchez la femme».

Doch noch während Hildebrand scheinbar erfolgreich in die Offensive ging, war sein Sturz unausweichlich geworden. Denn der neben ihm sitzende Bankratspräsident Hansueli Raggenbass hatte eine halbe Stunde zuvor Kenntnis von der E-Mail des Sarasin-Beraters sowie von dessen Kundenrapport bekommen – und beide Dokumente belegten, dass Hildebrand die Transaktionen persönlich abgesehen hatte. Damit fiel die Schutzbehauptung des SNB-Präsidenten, seine Frau habe den Deal vom 15. August «ohne mein Wissen» abgewickelt, in sich zusammen – nur wusste das die getäuschte Öffentlichkeit noch nicht.

Gleich nach der Pressekonferenz fuhr Raggenbass mit Hildebrand zu dessen Anwalt Peter Nobel, wo er die E-Mail, die Hildebrands Aussagen Lügen strafte, «mit eigenen Augen» prüfen wollte. Der Chef der Aufsichtsbehörde



**Unbeeindruckt:** Fernseh-Journalist Zumstein.

sei «geschockt» gewesen, heisst es im Film. Was er vor der Pressekonferenz erfahren hatte, traf zu: Hildebrand selber hatte den 400 000-Dollar-Deal eingefädelt.

Für den Bankrat war spätestens zu diesem Zeitpunkt klar, dass Hildebrand nicht mehr zu halten war. Die Affäre gewann eine neue Dimension: Es ging nicht mehr allein um Hildebrands Handlungsfähigkeit als oberster Notenbanker – was schwer genug wog –, sondern auch um seine persönliche «Glaubwürdigkeit», wie Raggenbass im Film betont. Die Aufsicht sah nur noch einen Ausweg: den Rücktritt des SNB-Präsidenten.

War jetzt alles vorbei? Nicht ganz. Es folgte der letzte Akt des Dramas, der Züge einer Groteske anzunehmen drohte. Nach der Krisensitzung des Bankrats rannte Raggenbass zum Zürcher Hauptbahnhof – im Zug sass Bundespräsidentin Widmer-Schlumpf (BDP) auf dem Weg in die «Arena» des Schweizer Fernsehens. Raggenbass will Widmer-Schlumpf über die neu aufgetauchten Dokumente informieren. Im Hotel «Radisson» am Flughafen Zürich Kloten treffen sie Hildebrand und seinen Anwalt Peter Nobel. Danach fährt Widmer-Schlumpf weiter ins Fernsehstudio. Vor laufender Kamera hält sie – obwohl sie nun alles weiss – an Hildebrand fest. Es gebe «überhaupt keinen Grund, nicht Vertrauen zu haben weiterhin in Herrn Hildebrand», sagt die Bundespräsidentin. Und weiter: Es bestehe «kein Anlass, zu sagen, mit Herrn Hildebrand könne man nicht zusammenarbeiten».

Die SNB-Bankräte dürften ihren Ohren nicht getraut haben. Während sie für den SNB-Präsidenten totale Entwarnung gab, attackierte Widmer-Schlumpf die «andere Seite», die den Fall aufgedeckt hatte. Man müsse «ganz knall-

hart» untersuchen, wie die Dokumente zu Micheline Calmy-Rey und an die Öffentlichkeit gelangt seien, forderte Widmer-Schlumpf.

Tags darauf traten der Bankrat und Philipp Hildebrand erneut zu einer Krisensitzung zusammen. Die Aufsichtsbehörde setzt durch, dass Hildebrand «zum Nutzen und Frommen der Nationalbank und unseres Landes» (Raggenbass) zurücktreten müsse. Am Abend rufen Raggenbass und Hildebrand gemeinsam Bundespräsidentin Widmer-Schlumpf an. Sie teilen ihr den Rücktrittsentscheid mit. Man vereinbart, ihn am Montag bekanntzugeben.

Dann geschieht das Merkwürdige: Am Sonntagmorgen telefoniert Widmer-Schlumpf gemäss Zumsteins Recherchen mit ihren Bundesratskollegen. Die Bundespräsidentin und zwei weitere Mitglieder der Regierung stärken Hildebrand den Rücken. Der SNB-Präsident wittert doch noch eine Chance, im Amt zu bleiben, und erklärt der verdutzten Aufsicht den Rücktritt vom Rücktritt. Am Abend trifft sich der Bankrat zur nächsten Krisensitzung. Dabei sind Hildebrands Vize Thomas Jordan und Direktoriumsmitglied Jean-Pierre Danthine. Was jetzt genau passiert, darüber will niemand sprechen – «zum Schutz von Philipp Hildebrand», betont im Film ein Teilnehmer des Treffens. Auch Hildebrands Anwalt Nobel macht ein letztes Mal Druck: Das Ganze sei eine politische Kampagne der SVP, behauptet er noch immer, ein Rücktritt bleibe ausgeschlossen.

#### «Entweder er oder wir»

Am Montagmorgen, um 8.15 Uhr, spricht Bankratspräsident Raggenbass, unter anderem begleitet von Thomas Jordan, bei Bundespräsidentin Widmer-Schlumpf vor. Sie seien «kategorisch» gewesen, zitiert der Film Personen aus Hildebrands Umfeld: «Entweder er oder wir». Erst jetzt gibt Hildebrand endgültig nach. Es ist das Ende der Geschichte, beinahe jedenfalls. Bevor Philipp Hildebrand seinen Rücktritt verkündet, verlangt sein Anwalt vom SNB-Bankrat, dass er eine «Stillschweigeklausel» unterschreibt. Über das Seilziehen hinter den Kulissen und Hildebrands verzweifelten Widerstand bis zuletzt dürfe nichts nach aussen dringen, fordert Peter Nobel. Der Bankrat geht auf die Bedingung ein.

Dann tritt Philipp Hildebrand vor die Presse. Seinen Abgang stellt er als freiwilligen Entscheid hin, den er souverän zum Wohl der Nationalbank und des Landes getroffen habe. Die Realität ist, auch hier, eine andere. Philipp Hildebrand stolperte «über sich» selber, «zum Rücktritt gezwungen» wurde er durch den Bankrat: Das ist das Fazit des Films – und gleichzeitig das Ende der Legende vom angeblichen Medien- und Politopfer Hildebrand.

Dok-Film «Der erzwungene Rücktritt» von Hansjürg Zumstein auf: [www.videoportal.sf.tv](http://www.videoportal.sf.tv)

## Nationalbank

### Rüffel

#### Wie gut kapitalisiert sind die beiden Grossbanken?

Von Pierre Heumann

Verfügen die beiden Grossbanken, die UBS und die CS, über genügend Eigenkapital, um künftige Risiken zu meistern, ohne pleitezugehen? Zu diesem heiklen Thema war in der vergangenen Woche von der Schweizerischen Nationalbank (SNB) Widersprüchliches zu hören. Jean-Pierre Danthine, zur Nummer zwei im SNB-Direktorium aufgerückt, hat seine Zweifel. Es sei bei den zwei Grossen zu wenig Kapital vorhanden, um allfällige Verluste abzufangen.

Mit der Analyse lässt es Danthine nicht bewenden. Zur Stärkung der Widerstandskraft sei die ungesunde Bilanz zu kurieren, fordert der SNB-Direktor. Konkret empfiehlt er der UBS eine wie bisher restriktive Dividendenpolitik und der CS, rasch neues Kapital aufzubauen.

Doch im selben Referat widerspricht sich Danthine: Gleichzeitig sei alles nicht so schlimm und nicht so dringend. Denn die Instanz, die es am besten wisse, nämlich der Markt, schätze die Kreditwürdigkeit der beiden Grossbanken im internationalen Vergleich als überdurchschnittlich hoch ein, sagt der Notenbankdirektor.

Diese Einschätzung teilt auch Ulrich Kohli, Wirtschaftsprofessor an der Uni Genf und ehemaliger Chefökonom der Nationalbank. Wenn die Robustheit der beiden Grossbanken auf die in der Branche anerkannten risikogewichteten Kennzahlen abstelle – also auf die sogenannten Basel-II- und Basel-III-Regeln –, stehen die CS und die UBS gut da, so Kohli. Die Nationalbank wende aber offenbar eine Regel an, bei der Risiken weder gewichtet noch eingeschätzt werden. Die Warnung stehe deshalb auf wackligen Füßen.

Verständlich werden Danthines Aussagen vor dem Hintergrund, dass die SNB neue Kompetenzen bei der Überwachung des Finanzsystems rechtfertigen will. Gleichzeitig stellt sich allerdings die Frage, wie glaubwürdig die Bilanzwarnung der Notenbank überhaupt sein kann: In den vergangenen Monaten hat die SNB ihre eigene Bilanzsumme um Milliarden ausgeweitet. Die Verteidigung des Mindestkurses schlägt voll durch. Die SNB spielt auf Risiko. Verständlich, dass ihre Bilanzwarnungen gemischte Reaktionen und Kopfschütteln auslösen.

# Verletzter Stolz der Währungshüter

Die Schweizerische Nationalbank kritisierte die Credit Suisse in ungewöhnlich harschem Ton. Dass deren Aktie danach stark einbrach, überraschte die SNB-Spitze, wie ihr Sprecher jetzt zugibt. Das Kommunikationsverhalten der Notenbank verwundert nicht zum ersten Mal. *Von Florian Schwab*

Wer die Signale an der Orientierung der Schweizerischen Nationalbank (SNB) von vorvergangenem Montag richtig zu deuten wusste, konnte viel Geld verdienen: In ungewöhnlich harschen Worten präsentierten Nationalbank-Mitarbeiter vor rund dreissig Journalisten die Befunde ihres Berichts zur Finanzmarktstabilität. Eine der Kernbotschaften: Die beiden schweizerischen Grossbanken UBS und CS seien, gemessen an den im Jahre 2019 in Kraft tretenden Eigenkapitalvorschriften des Regelwerks Basel III, im internationalen Durchschnitt unterkapitalisiert.

Der angekündigte SNB-Rüffel garte einige Tage, bis am Donnerstag die Öffentlichkeit informiert wurde. Als die Credit-Suisse-Aktien nach der Veröffentlichung des Berichts am Donnerstag um zehn Prozent absackten, gab sich SNB-Direktoriumsmitglied Jean-Pierre Danthine überrascht: Die Nationalbank sei aufgrund öffentlich verfügbarer Kennzahlen zu ihren Befunden gekommen, und diese hätten insofern an den Märkten bereits eingepreist sein müssen. Auf die konkrete Nachfrage eines Journalisten, welche Banken besser kapitalisiert seien als die Schweizer Grossbanken, nannte Danthine keine Namen und verwies auf den Bericht.

## War es ein Unfall?

Besonders peinlich für die SNB-Kommunikation war, dass die Information über den bevorstehenden Rüffel offenbar aus Journalistenkreisen in die Öffentlichkeit gesickert war und so bedeutsame Insidergeschäfte in Zusammenhang mit einer SNB-Massnahme möglich wurden. Die Nationalbank musste, ebenfalls einmal mehr, deutliche Kritik an ihrer Kommunikationspolitik entgegennehmen und will diese nun überprüfen. Auch das Aufsichtsorgan, der Bankrat, will sich einschalten.

Das Kommunikationsdebakel lässt nur zwei Schlüsse zu: Entweder wollte die SNB der Credit Suisse eins auswischen, oder es handelte sich um einen Unfall.

Für die erste Erklärung spricht: An der Vororientierung gab die SNB die ihres Erachtens «zentralen Befunde» des Stabilitätsberichts bekannt. Bereits hier wurde die Grossbank Credit Suisse namentlich herausgestellt. Auf Nachfrage gaben die anwesenden SNB-Vertreter ihrer Unzufriedenheit darüber Ausdruck, dass trotz gleichlautender Warnungen im Bericht vor einem Jahr nicht viel geschehen sei. Daher habe man sich entschieden,

den Ton und die Gangart zu verschärfen. Wer genau hinhörte, konnte darin verletzten Stolz der Währungshüter erkennen, die als eine Art Hohepriester der Marktwirtschaft erwarten, dass ihren Ratschlägen Folge geleistet wird. Ähnliche Bedenken habe man schon vor Jahresfrist geäussert, so SNB-Sprecher Walter Meier.

Für die zweite Erklärung spricht, dass die Überraschung dem SNB-Direktorium ins Gesicht geschrieben stand, als der Aktienkurs der Credit Suisse während der Pressekonferenz vom Donnerstag auf ein 19-Jahres-Tief fiel. In diesem Fall hätte die SNB die Bedeutung ihrer Worte an den Finanzmärkten unterschätzt, was eine kommunikative Fehlleistung sondergleichen wäre. Auch Meier bekennt freimütig:

---

«Die SNB hat ihre Rolle in Krisenzeiten noch nicht richtig erfasst.»

---

«Das Thema wurde intern thematisiert, es wurde aber nicht mit diesen starken Ausschlägen gerechnet.»

Die *Weltwoche* hat mit mehreren Kommunikationsexperten gesprochen. Wie so oft beim Thema Notenbank wollten diese anonym bleiben. «Falls die Nationalbank der Credit Suisse einen ultimativen Warnschuss geben wollte, ihr Eigenkapital zu erhöhen, war die Kommunikation richtig», sagt einer. Doch selbst dann hätte es zum guten Ton gehört, das Unternehmen vor den Medien zu informieren – und nicht umgekehrt.

In der Kommunikationsbranche gibt es auch Zweifel: «Die SNB hat ihre Rolle in Krisenzeiten noch nicht richtig erfasst», vermutet ein anderer. Er hält es für möglich, dass SNB-Kommunikationschef Walter Meier intern davor gewarnt hat, die Credit Suisse auf diese Art und Weise anzuprangern. Meier war langjähriger NZZ-Redaktor und Wirtschaftsexperte, ein freundlicher, ergrauter Herr, grossgewachsen von Statur. Normalerweise war die Kommunikation der Nationalbank in den vergangenen Jahrzehnten eine sehr langweilige Angelegenheit. Krisenkommunikation scheint hingegen die Notenbank mit ungeahnten Schwierigkeiten zu konfrontieren.

## Rätselhaftes Communiqué

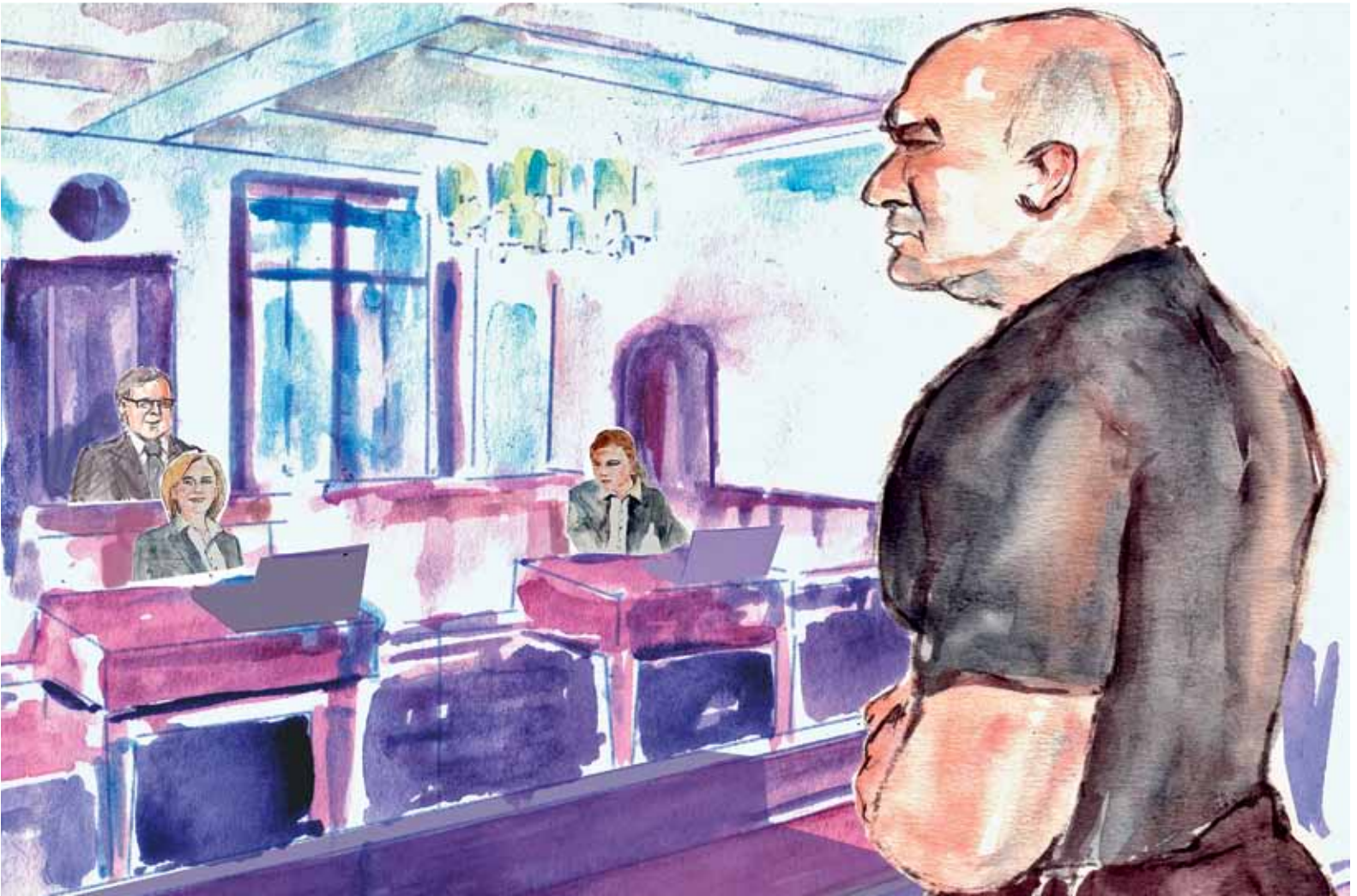
Besonders deutlich wurde dies nicht zuletzt im Fall Hildebrand, als die SNB am Abend

des vergangenen 23. Dezember ein rätselhaftes Communiqué veröffentlichte, worin anonyme Gerüchte um Insidergeschäfte des damaligen Präsidenten Philipp Hildebrand dementiert wurden. Seit wann dementiert eine Notenbank angeblich haltlose anonyme Gerüchte? Ein halbes Jahr später erfahren wir von Hansueli Raggenbass im «Dok»-Film (siehe Artikel, Seite 26), dass der Zweck der Mitteilung darin bestanden habe, den (gar nicht mehr anonymen) Absender der Gerüchte darüber zu informieren, dass die Vorwürfe untersucht worden seien, und ihn gleichzeitig zu warnen: alt Bundesrat Christoph Blocher. Warum das über die Presse geschehen sollte, weiss auch der «Dok»-Film nicht zu sagen.

Wie man heute weiss, hatte die Mitteilung genau den gegenteiligen Effekt: In mühsamer Kleinarbeit deckten die Medien auf, dass Hildebrand sehr wohl heikle bis unzulässige Transaktionen getätigt hatte, die Untersuchungen seitens des Bankrats ungenügend waren und zu falschen Schlussfolgerungen führten. Mit nebulöser Kommunikation, so die Lehre aus dem Skandal, weckt man das öffentliche Interesse erst recht. Ob die SNB die Lektion gelernt hat? Der Vorfall mit der Credit Suisse lässt Zweifel daran aufkommen. ○



Keine Namen: SNB-Vize Danthine.



«Wenn es nach mir ginge, bekämen Vergewaltiger die Todesstrafe»: der Angeklagte vor Gericht.

## Er nannte sie «Biene Maja»

Weil er seine Ex-Frau mehrfach vergewaltigt haben soll, muss ein Roma-Familienvater ins Gefängnis. Klar wurde während des Prozesses in Zürich eigentlich nur eines: Lügen ist eine Kunst, die in diesem Verbrecher-Clan alle beherrschen und von der alle gut leben. *Von Lucien Scherrer und Alfi Moor (Illustration)*

Er sieht aus wie die Karikatur eines Problem-Ausländers: Der gedrungene, muskulöse Körper steckt in schwarzen Trainerhosen (Marke: Adidas) und einem Kapuzenpulli; den stiernackigen Kopf hat er kahlrasiert. Der 36-jährige Rom, der von zwei Polizisten in den Verhandlungssaal des Bezirksgerichts Zürich geführt wird, sieht nicht nur aus wie ein Problem-Ausländer. Er ist einer.

Seit seiner Einreise in die Schweiz Mitte der neunziger Jahre hat er kaum je gearbeitet. Lieber bezieht er Sozialhilfe. Bei der Polizei und der Justiz stapeln sich die Akten über den serbischen Staatsangehörigen, der sich nicht gross um Gesetze schert. Er fuhr regelmässig im Alkohol- und Drogenrausch in dicken Autos herum, baute einen Unfall mit mehreren Schwerverletzten und fuhr nach einem unbefristeten Ausweisentzug munter weiter. 2001 wurde er verurteilt, weil er seine Ex-Frau

geschlagen und mit einem Messer verletzt hatte. Bei der Sozialhilfe, die seine Autos ahnungslos mitfinanzierte, wird er gefürchtet und zuweilen nur unter Polizeischutz empfangen. Noch bevor der Prozess beginnt, tritt er ans Rednerpult, um grossspurig zu verkünden: «Wenn es nach mir ginge, bekämen Vergewaltiger die Todesstrafe.» Es fällt schwer, diesen Mann sympathisch zu finden.

Wenn seine archaischen Rechtsauffassungen Gesetz wären, müsste der Rom – nennen wir ihn Dragan Radic – hingerichtet werden. Denn das Bezirksgericht Zürich hat ihn am letzten Freitag wegen mehrfacher Vergewaltigung, Betrugs und Verkehrsdelikten zu vierinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Doch so unsympathisch der Angeklagte auch sein mag: Ob er ein Vergewaltiger ist, wissen nur er und seine Ex-Frau. Ihre Aussagen waren das Einzige, was Staatsanwältin Susanne Leu in der

Hand hatte. Wie so oft bei Vergewaltigungsprozessen gab es keine direkten Beweise, keine Spuren und keine Zeugen. Und wie so oft in solchen Fällen entschied das Gericht im Zweifel nicht für den Angeklagten, sondern für das angebliche Opfer. «Die Wahrheit springt einen förmlich an, wenn man die Akten studiert», sagte Richter Roland Heimann bei der Urteilsverkündung. Fragt sich nur, welche Wahrheit. Denn fest steht nur eines: Gute Lügner sind alle Beteiligten.

Die Geschädigte, nennen wir sie Robina Grütter, eine hübsche 34-Jährige, präsentierte sich dem Gericht als emanzipierte Frau, die sich aus den Klauen eines tyrannischen Roma-Clans befreit habe. «Früher war ich eine Marionette», erklärte sie, «heute kann ich mich selbst sein und die Wahrheit sagen.» Tatsächlich wurde Grütter von der Familie ihres Ex-Mannes unterdrückt und zum Betteln

gezwungen. Heute lebt sie allein und geht einer geregelten Arbeit nach. Mit dem Angeklagten war sie 1994, also noch als Minderjährige, in Serbien verheiratet worden. Als das Paar zusammen mit Radics Eltern von Wien in die Schweiz übersiedelte, wurde die Ehe geschieden. Die beiden führten ihre Beziehung jedoch weiter und zeugten vier Kinder. Diese kamen in die Obhut von Radics Mutter. Das, so behauptete die 34-Jährige, habe der Clan ausgenutzt. Zwischen 1998 und 2001 habe Dragan Radic sie regelmässig geschlagen, bedroht und mindestens elf Mal vergewaltigt. Sie habe das über sich ergehen lassen, weil sie sonst ihre Kinder verloren hätte – und weil man ihr damit gedroht habe, ihre erschlachte Aufenthaltsbewilligung auffliegen zu lassen. Denn die junge Frau lebte in einer Scheinehe (daher der Schweizer Namen, doch dazu später mehr).

### «Gott schütze uns vor solchen Frauen!»

Dass er seine Ex-Frau regelmässig geschlagen hatte, gab der Angeklagte freimütig zu. Schliesslich hat er dafür bereits 2001 eine Strafe verbüsst. Allerdings betonte er, dass er immer «kontrolliert zugeschlagen» habe, was er auf Nachfrage des Richters als «oberflächliche Ohrfeigen» definierte. «Sonst», prahlte er, «hätte sie ein neues Gebiss gebraucht, glauben Sie mir.» Die Vergewaltigungen bestritt Radic vehement. Der Sex sei immer einvernehmlich gewesen. Robina wolle sich bloss an ihm rächen, weil sie immer noch in ihn verliebt sei. Sie wolle ihn ins Gefängnis bringen, damit ihn seine jetzige Freundin betrüge und verlasse.

Ja, seine Ex-Frau sei so weit gegangen, anderen Männern 300 Franken zu bieten, damit diese seine Freundin anbaggerten und zu einem Seitensprung verleiteten (eine Geschichte, die sich während der Untersuchung nicht erhärten liess). Kurz, Robina sei eine durchtriebene, rachsüchtige Person. «Ich habe schon viele Schauspielerinnen gesehen, aber noch nie so eine», rief er händeringend aus, «Gott schütze uns vor solchen Frauen!» Wobei er, wie er dem Gericht mehrmals versicherte, weiss Gott schon viele Frauen gehabt habe.

Tatsächlich ist Robina Grütter kein unbeschriebenes Blatt. Bereits als sie noch ein Teenager war, wurde in Wien gegen sie ermittelt, wegen eines erfundenen Vergewaltigungsvorwurfs gegen ihren Stiefvater. Später entwickelte sie eine wahre Meisterschaft darin, mit Lügengeschichten Geld zu erbetteln. 2006 wurde sie verurteilt, weil sie einen Mitarbeiter der Fürsorgebehörde niedergestochen hatte. Dieser wollte ihr das Sorgerecht für einen ihrer Söhne entziehen, der ebenfalls bei seiner Grossmutter lebte.

Bis Grütter ihren Ex-Mann wegen Vergewaltigung auf die Anklagebank brachte, vergingen zehn Jahre. Sie habe sich geschämt, darüber zu reden, begründete sie das vor Gericht. 2001 zog sie eine Anzeige wegen der gleichen Vergewaltigungsvorwürfe zurück, weil sie keine Anga-

### Radic habe, wie er dem Gericht mehrmals versicherte, weiss Gott schon viele Frauen gehabt.

ben zum Tathergang liefern wollte. Ins Rollen kam die Sache erst wieder, als die älteste Tochter des Roma-Paars ihren Vater im Februar 2011 wegen Drohung und Körperverletzung anzeigte. Als sie zu diesem Vorfall befragt wurde, grub Grütter die Vergewaltigungsgeschichte wieder aus – und lieferte konkretere Angaben über den Tathergang: «Er hat mich geschlagen, zu Boden geworfen, mir die Kleider vom Leib gerissen, und mit mir geschlafen», erzählte sie gegenüber der Staatsanwältin, «anschliessend beleidigte er mich.» So soll sich das mindestens elf Mal abgespielt haben.

Diese Aussagen wertete das Gericht als neue Beweismittel, die genüigten, um das nach altem Recht verjährte Verfahren wieder aufzunehmen. Ein Entscheid, über den man geteilter Meinung sein kann. Radics Verteidiger Sven Oliver Dogwiler will ihn jedenfalls prüfen lassen. Auffallend ist, dass die Beschreibungen des Tathergangs äusserst plakativ sind: keine Details, keine Zwischenfälle, keine genauen Zeitangaben. In der Lehre gilt das als

klares Indiz für eine falsche Anschuldigung. Verteidiger Dogwiler taxierte die Aussagen denn auch als unglaubwürdig. Als er Robina Grütter vor Gericht fragte, warum Dragan Radic ins Gefängnis gehöre, antwortete sie: «Weil er mich geschlagen und mein Selbstwertgefühl verletzt hat.» Von Vergewaltigung kein Wort. Das Gericht sah über diese Einwände hinweg. «Es gibt keine relevanten Zweifel an der Darstellung der Geschädigten», sagte Richter Heimann. Die Akten zeigten, dass Radic systematisch lüge, während sich das Opfer an die Wahrheit halte.

### Lügen liegt in der Familie

Dass Radic und seine Sippe lügen, bis das Gegenteil bewiesen ist, lässt sich schwer bestreiten. Beispiele gibt es genug. So erklärte der Angeklagte, als er wieder einmal beim Autofahren erwischt wurde, dass ihm die Polizei das Fahren ohne Ausweis ausdrücklich erlaubt habe – schliesslich sei er gerade in einer polizeilichen Mission unterwegs. Tatsächlich war der Angeklagte ab und zu als Polizeispitzel tätig, weil er Kontakte ins Drogenmilieu hat. Von einer speziellen Fahrgenehmigung wusste die Polizei allerdings nichts.

Als die Schweizer Behörden dahinterkamen, dass der Clan des Angeklagten in Serbien eine Villa besitzt, stritten er und seine Mutter alles ab, bis die serbischen Behörden den Verdacht bestätigten. Genauso gemauert wurde, als der 36-Jährige wegen Vergewaltigung verhaftet wurde: «Sie lügt, er hat sie nie vergewaltigt», behaupteten Mutter, Neffen und Freundinnen einhellig. Woher sie das wissen wollten, bleibt ihr Geheimnis.

Für ihren Vater ins Zeug legte sich auch Radics 17-jährige Tochter. Dabei hatte sie ihn im Februar 2011 angezeigt. Gegenüber der Staatsanwältin schilderte sie damals eindrücklich, dass er sie mit dem Tod bedroht und derart geschlagen habe, dass ihr Kopf hin- und hergeflogen sei. Vor Gericht widerrief sie das alles – und erklärte unter Tränen, dass alles erstunken und erlogen sei. Sie habe bloss eine «Watsche» kassiert, weil sie frech gewesen sei und ihre Gross-



**ARVI**  
THE SWISS BANK OF FINE AND RARE WINES

ARVI SA · Via Pedemonte 1  
CH-6818 Melano

T +41 (0)91 649 32 88  
F +41 (0)91 648 33 75  
info@arvi.ch · www.arvi.ch

WWW.ARVI.CH

ÜBER 500'000 FLASCHEN DER ERLESENSTEN WEINE AUF LAGER – JAHRGÄNGE VON 1811 BIS EN PRIMEUR.

**TESTAMATTA 2009**

CHF **82.10**

Ab 36 Flaschen CHF 79.90

**ARVI-HIGHLIGHTS DER WOCHE**

<b>Tignanello 2009</b> CHF 61.55 Ab 36 Flaschen CHF 59.40	<b>Ornellaia 2009</b> CHF 156.60 Ab 36 Flaschen CHF 145.80
<b>Il Carbonaione 2009</b> CHF 37.80 Ab 36 Flaschen CHF 34.55	<b>Alion 2007</b> CHF 49.70 Ab 36 Flaschen CHF 48.60
<b>Saffredi 2008</b> CHF 48.60 Ab 36 Flaschen CHF 45.35	<b>Aalto 2009</b> CHF 36.70 Ab 36 Flaschen CHF 34.55
<b>Le Volte 2010</b> CHF 20.50 Ab 36 Flaschen CHF 19.45	<b>Unico 2000</b> CHF 264.60 Ab 36 Flaschen CHF 253.90
<b>Ornellaia le Serre Nuove 2009</b> CHF 47.50 Ab 36 Flaschen CHF 45.35	<b>Astrales 2009</b> CHF 27.00 Ab 36 Flaschen CHF 25.90
<b>Guidalberto 2009</b> CHF 29.15 Ab 36 Flaschen CHF 28.10	<b>Numanthia 2004</b> CHF 86.40 Ab 36 Flaschen CHF 84.25

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Transport nicht im Preis enthalten.



«Die Wahrheit springt einen förmlich an»: Richter Heimann.

mutter als «Schlampe» beschimpft habe. Ihre Mutter, diese «rachsüchtige, kranke Frau», habe jedoch alles aufgebauscht und auch noch die «Lüge» von der Vergewaltigung ins Spiel gebracht, um sich an ihrem Vater zu rächen.

Die Staatsanwältin konnte angesichts dieser Darbietung nur noch bewundernd feststellen: «Eine Meisterleistung – auf mich hat sie beide Male glaubwürdig gewirkt.» Von welcher Seite die 17-Jährige diese Gabe hat, ist allerdings schwer zu sagen. Denn der Prozess eröffnete Einblicke in einen Clan, in dem die Kunst des Fabulierens zum Überleben gehört. Die Fäden in der Sippe zieht die Mutter des Angeklagten, nennen wir sie Amanda Oberholzer. Nach Zeugnisaussagen eine einnehmende Frau, die genau weiss, wie sie Mitleid erwecken kann, um an Geld zu kommen. Sie hat mehrmals im Leben den Namen gewechselt und mindestens dreimal geheiratet. Derzeit ist sie offiziell mit einem Schweizer liiert, dessen Name sie in polizeilichen Befragungen jedoch nicht korrekt wiedergeben konnte – und mit dem sie auch nicht zusammenlebt. Ihr richtiger Ehemann, ein Rom, ist vor einigen Jahren gestorben. Mit ihm zusammen arrangierte die Frau in Serbien die Heirat zwischen ihrem Sohn und Robina Grütter. Weshalb die Grossfamilie vor fast zwanzig Jahren von Wien in die Schweiz übersiedelte, ist nicht bekannt. Sicher ist, dass sie hier ein erfolgreiches Geschäftsmodell entwickelte. Dieses basiert auf Scheinehen, Bettlertricks und Ausnützung des Sozialstaates.

Das war auch der Grund, weshalb die Ehe des jungen Roma-Paares auf Amanda Oberholzers Veranlassung geschieden wurde, nachdem die Sippe in die Schweiz gezogen war. Die Scheidung ermöglichte es den beiden, Scheinehen einzugehen und sich die Aufenthalts-

bewilligung zu sichern. Dragan Radic heiratete 1998, nach längeren Aufenthalten in Serbien und Italien – dort zeugte er mit einer anderen Frau einen Sohn, den er noch nie gesehen hat – eine Aargauerin. Der erste Auserwählte von Robina Grütter war ein Junkie, der 1997 starb. Drei Jahre später fand Amanda Oberholzer einen neuen Gatten für ihre Schwiegertochter: Einen wohlhabenden Rentner, Jahrgang 1912, der die Liebe seines Lebens gefunden zu haben glaubte. «Er war ein lieber Kerli», sagte die 34-Jährige in einer Verhandlungspause, «ich fühlte mich wohl bei ihm.» Der «liebe Kerli» wurde mit ihrer Hilfe allerdings ausgenommen wie eine Weihnachtsgans: Etwa 300 000

### Das Geschäftsmodell der Sippe basiert auf Scheinehen, Bettlertricks und Ausnützung des Staates.

Franken, so schätzt sie selber, habe sie ihm abgeschwatzt. Geld, das in den Clan floss. Dass er ausgenutzt worden war, bemerkte der fast Hundertjährige erst vor zwei Jahren, kurz vor seinem Tod. Mit einer Intervention beim Migrationsamt versuchte er noch, seine Angehraute ausschaffen zu lassen. Doch der Racheversuch schlug fehl.

Dass die Beziehung des geschiedenen Roma-Paares kinderreich war, ist für Amanda Oberholzer ein Segen: Wie die Staatsanwältin ausführte, bezieht die Grossmutter dank Beiträgen für die Pflegekinder rund 100 000 Franken im Jahr vom Staat. Daneben bezieht sie Sozialhilfe. Eine weitere wichtige Einnahmequelle für den Clan ist die Bettelei, wobei mit Vorliebe religiöse Kreise angegangen werden. So lässt sich die angeblich mittellose

Amanda Oberholzer gerne von der Heilsarmee mit Essen versorgen. Noch viel einträglicher waren die Betteltouren, die sie zusammen mit Robina und ihren Enkeln unternahm: Sie klopfen bei Pfarrhäusern und Klöstern an, erzählen eine rührselige Geschichte – etwa, dass man wegen eines schlimmen Vorfalls dringend 30 000 Franken brauche – und kassierten milde Gaben. «Die haben uns zum Teil 5000 Franken gegeben», sagte Robina Grütter der *Weltwoche* nicht ohne Berufsstolz, «ich weiss, wie man Geld verdient.»

Bei den Vergewaltigungsvorwürfen geht es Robina Grütter angeblich nicht ums Geld. Die 20 000 Franken Genugtuung, die ihr das Gericht zugesprochen hat, will sie einem Frauenhaus spenden, in das sie einst vor ihrem Mann geflüchtet war. Doch sie kämpft um ihre Kinder, die sie dem Einfluss ihrer Schwiegermutter Amanda Oberholzer entziehen will. Derzeit versucht sie, ihren Nachwuchs auf gerichtlichem Weg in ein Heim einweisen zu lassen, da ihr das Sorgerecht verwehrt wird. Der Streit um das Sorgerecht füllt bereits mehrere Aktenbände, denn Oberholzer klammert sich an das Sorgerecht und die damit verbundenen Einnahmen. Dass es dem angeblichen Opfer Robina Grütter gelegen kommt, wenn ihr Ex-Mann aus dem Verkehr gezogen wird, liegt auf der Hand. Warum sollte sie da die Gewalt, die ihr erwiesenermassen angetan wurde, nicht zu einer routinemässigen Vergewaltigung aufbauschen?

### Schuldig, bis das Gegenteil bewiesen ist

Das Sexualstrafrecht ist eine scharfe Waffe, die von Frauen leicht zweckentfremdet werden kann. Laut einer deutschen Studie weist rund ein Drittel der Anzeigen wegen Vergewaltigung deutliche Anzeichen von falschen Anschuldigungen auf (*Weltwoche* Nr. 35/10). Dabei gilt in der Praxis zunehmend der Grundsatz, dass ein Angeklagter schuldig ist, bis er das Gegenteil beweist. Ein grossmäuliger, dreister Brutalo wie Dragan Radic, der Staatsanwältin Susanne Leu während einer Befragung als «Biene Maja» verspottete, hat da besonders schlechte Karten.

Der Druck auf die Gerichte, angebliche Vergewaltiger zu verurteilen, ist gross. Besonders, wenn der Angeklagte sechzehn Monate in Untersuchungshaft geschmort hat, wie im Fall Dragan Radic geschehen. Verteidiger Dogwiler forderte im Fall eines Freispruchs 100 000 Franken Genugtuung. Und er will das Urteil vor dem Obergericht anfechten. Denn: «Die Beweislage reicht für einen Schuldspruch nicht aus.» Die Staatsanwältin dagegen will mehrere Angehörige des Radic-Clans, die den Angeklagten entlasteten, wegen falschen Zeugnisses anklagen. Damit steht fest: Es wird noch lange weiterprozessiert, den Staat wird das viel Geld kosten, und, ja, wir dürfen auf neue Lügengeschichten gespannt sein. ○



# Gutbezahlte Verwaltungsnomaden

Selber machen ist gut, delegieren ist besser. Kaum ein Land ist so versessen darauf, für jeden Kram einen Delegierten oder Beauftragten zu ernennen, wie die Schweiz. *Von Peter Keller*

Delegierte, so weit das Auge reicht. Von den Gemeinden bis hinauf zum Bund. Die Gemeinde Zuzwil hat eine Delegierte für Psychomotorik, die Stadt Wil einen Delegierten für ihre polnische Partnergemeinde Dobrzyń Wielki, Nyon einen Delegierten für Sport und Veranstaltungen, Salgesch einen Delegierten im Gemeindezweckverband für die Ausstrahlung von Rundfunkprogrammen, der Kanton Zürich einen Delegierten für Drogenfragen, das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) einen Delegierten für Handelsverträge, der Bund einen Delegierten für Humanitäre Hilfe, die Hochschule St.Gallen einen Delegierten für Verantwortung und Nachhaltigkeit.

Diese Liste ist nur eine kleine, unsystematische Auswahl. Dazu kommen Hunderte von Beauftragten für Gleichstellung und Integration, für Information und Datenschutz, für Suchtfragen, für die Landwirtschaft, für populäre Musik in der Kirchgemeinde Berneck-Au-Heerbrugg, für kirchliche Angelegenheiten des Kantons Berns, für Sport und Bewegung im Kanton Luzern, für Aussenkontakte der Wirtschaftsförderung des Kantons Solothurn, für pädagogische Projekte des Kantons Wallis, für Massnahmen gegen Gewalt im schulischen Umfeld des Kantons Zürich. Dort ist auch der ehemalige Spitzensportler André Bucher (Weltmeister im 800-Meter-Lauf) tätig: als Beauftragter für Nachwuchsförderung im Sport.

Allein die mit einem staatlichen Mandat ausgestattete Beratungsstelle für Unfallprävention (BfU) arbeitet mit rund 1200 nebenamtlichen Sicherheitsdelegierten in Kantonen und Gemeinden zusammen. Diese sind angehalten, in ihrer Umgebung Sicherheitslücken aufzuspüren und Empfehlungen für deren Beseitigung abzugeben. «Ihr geschulter Blick sieht zum Beispiel, ob bei einem Wohnbau die Geländer sicher sind. Sie helfen, Unfallgefahren für Teilnehmende und Publikum von Sportveranstaltungen zu minimieren, versteckte Gefahren auf einem Spielplatz zu entdecken oder Risiken im Strassenverkehr zu erkennen.» Hier kommt unser obsessives Verhältnis zur Sicherheit zum Ausdruck. In keinem Land sind die Bürger auf so vielfältige Weise gegen alle Eventualitäten des Lebens versichert wie in der Schweiz.

Woher kommt der Drang, für jeden noch so absonderlichen Bereich einen speziellen Delegierten oder Beauftragten zu ernennen? Diese Stellen sind ein Ausfluss der medialisierten Politik – und immer auch ein Abbild des vorherrschenden Zeitgeists. Gesellschaftliche (Schein-)Probleme rufen nach politischen

(Schein-)Lösungen. Übergewicht, Drogen, Umwelt, Gleichstellung, Jugendgewalt: Um wenigstens den Anschein der Problemlösung zu erwecken, werden Delegierte und Beauftragte für diese Bereiche ernannt. Ein bestechendes Gegengeschäft: Die Politik hat ihre Verantwortung wortwörtlich weiterdelegiert und schafft gleichzeitig Beschäftigungsprogramme für das Heer von Hochschulabgängern im Bereich der Gesellschaftswissenschaften.

## Der Zeitgeist sucht neue Nischen

Normalerweise arbeiten Delegierte und Beauftragte in der zweiten und dritten Reihe. Unbemerkt und unbekannt. Nur selten dringt einer von ihnen an die Öffentlichkeit und erlangt Berühmtheit. Einer davon ist Thomas Kessler, der Prototyp des gutbezahlten Verwaltungsnomaden. Angefangen hat er in der Stadt Basel als Drogendelegierter (1991–1998), um dann zehn Jahre lang als Integrationsbeauftragter zu wirken. Seit 2009 leitet er die Abteilung Kantons- und Stadtentwicklung. Als gerngesehener Gast von Talksendungen agiert er geschickt an der Schnittstelle zwischen Politik und Verwaltung. Jüngst sorgte er mit dem Begriff «Abenteuermigranten» für Aufsehen, einer Beschreibung für jene jungen Asylbewerber aus Nordafrika, die in Städten wie Basel für Probleme sorgen.

Sind die Stellen einmal geschaffen, sind die staatlichen Delegierten und Beauftragten kaum

mehr loszuwerden. Nicht zuletzt deswegen, weil sie als ihre eigenen Lobbyisten unterwegs sind und die Bedeutsamkeit der Gleichstellung oder Nachhaltigkeit oder was immer gerade angesagt ist, stets aufs Neue untermauern. Dabei sucht sich der wendige Zeitgeist gezielt neue Nischen. Auf den ersten Juli schafft Zürich als erster Kanton der Schweiz die Stelle eines Männerbeauftragten. Belohnt mit diesem Posten wird Markus Theunert, der seit Jahren erfolgreich die männliche Wehleidigkeit (er ist Gründer der Schweizer *Männerzeitung* und des Netzwerkes Männer.ch) bewirtschaftet.

Nicht jeder Beauftragte oder Delegierte ist unnötig. Dass beispielsweise die Eidgenossenschaft einen Delegierten für Mehrsprachigkeit beschäftigt, um den Anteil der französisch- und italienischsprachigen Vertreter in der Bundesverwaltung zu fördern, ist dem delikaten Minderheitenausgleich der mehrsprachigen Schweiz geschuldet und nachvollziehbar.

Und da wären noch die Delegiertenversammlungen landauf, landab. Ob Sportvereine, Parteien oder Schwingerverband: Täglich opfern Männer und Frauen ihre freien Abende und Wochenenden, um Parolen zu fassen, Parteiprogramme zu verabschieden, den nächsten Grossanlass zu organisieren. Im Unterschied zu ihren staatlichen Kollegen wirkt hier das Prinzip Miliz: Man arbeitet ehrenamtlich und ohne jede Entschädigung. ○



*Lobbyist in eigener Sache:* Multi-Experte Kessler.



*Stets aufs Neue:* Männerbeauftragter Theunert.

# Alles nur Fassade

Mit einem Vertrag auf der Hauswand verpflichten sich die Bewohner eines Öko-Gebäudes in Zürich, nur 2000 Watt Energie zu konsumieren. Ist die Energiewende ohne Wohlstandseinbussen möglich? Nachforschungen zeigen, dass der Vertrag Täuschung ist. *Von Alex Reichmuth und Oliver Bartenschlager (Bild)*

Die Stadt Zürich hält grosse Stücke auf ihre Rolle als Vorreiterin der Energiewende. Vor vier Jahren verankerte die Stadt in ihrer Gemeindeordnung das Ziel, den Energieverbrauch pro Kopf auf 2000 Watt zu senken – mit dem Segen der Stimmbürger. Viele Fachleute halten dieses Ziel zwar auf absehbare Zeit hinaus für nicht erreichbar – es sei denn, die Bevölkerung ist zu schmerzhaften Einschränkungen beim Lebensstandard bereit. Doch Zürichs Behörden unternehmen alles, um zu suggerieren, dass der Fünfer und das Weggli zu haben sind: die Erreichung der Öko-Ziele und der heutige Lebensstandard.

Vor wenigen Tagen verbreitete die Stadtverwaltung die jüngste Erfolgsmeldung. «Zürich

«Das 2000-Watt-Ziel gilt – aber erst für das Jahr 2100», sagt eine Hausbewohnerin.

hat erste Schritte zur 2000-Watt-Gesellschaft geschafft: Energieverbrauch und Treibhausgasemissionen sind in den letzten Jahren leicht zurückgegangen», schrieb sie.

Doch der Eindruck, Zürich sei auf dem besten Weg zur 2000-Watt-Gesellschaft, ist falsch. Der vermeldete Rückgang des durchschnittlichen Energiekonsums von 5000 Watt auf 4200 Watt bezieht sich nicht auf die Jahre seit 2008, als das 2000-Watt-Ziel beschlossen wurde, sondern auf die Zeit davor. Zürich reduzierte schon zuvor seinen Bezug von Atomstrom zugunsten desjenigen von erneuerbarer Energie. Und zur Produktion von erneuerbarem Strom (vor allem aus Wasserkraftwerken) benötigt man weniger sogenannte Primärenergie als für Atomstrom. Mit einem sparsameren Lebenswandel hat die ausgewiesene Abnahme des Energieverbrauchs also sehr wenig zu tun. Bezieht man die graue Energie ein, die in die Herstellung von Konsumgütern fliesst, dürfte der heutige Energiekonsum von Herrn und Frau Zürcher sogar bei etwa 6000 Watt liegen – meilenweit entfernt von den proklamierten Zielen.

«Gerichtsstand ist Zürich»

Da überrascht es, was mitten in Zürich an der Fassade eines stattlichen Wohngebäudes prangt. Hier an der Badenerstrasse ist in grossen Lettern ein «Vertrag» angebracht: «Die Bewohnerinnen und Bewohner dieses Gebäudes verpflichten sich, ihren gesamten, stetigen Energieverbrauch auf maximal 2000 Watt pro



Im «künstlerischen und philosophischen Sinne»: «2000-Watt-Haus» in Zürich.

Person zu reduzieren.» Bei Vertragsbruch habe «der Rest der Welt» Anspruch auf sozialen Ausgleich oder Schadenersatz. «Gerichtsstand ist Zürich. Schweizer Recht ist anwendbar.» Ist es also doch möglich, mit einem Bruchteil des heutigen Energiekonsums auszukommen? Ist die angestrebte Energiewende einfacher zu schaffen als befürchtet?

Vor Augen hat man bei solchen Fragen möglicherweise die Lebensweise des Baslers Jan Suter, den das Schweizer Fernsehen in diesem Frühling porträtiert hat. Suter benötigt lediglich 1600 Watt. Sein Leben ist von Verzicht geprägt: ausser dem Velo keine anderen Verkehrsmittel, auch kein Tram. Eine winzige, unbeheizte Wohnung, in der es nicht einmal 18 Grad warm ist. Licht nur notfalls. Kein Külschrank. Kein Fernseher, kein Radio, keine Zeitung. Für die Körperpflege keine Dusche, sondern nur ein Waschlappen.

Müssen die Bewohner des Gebäudes an der Badenerstrasse, das als erstes 2000-Watt-Haus Zürichs gilt, ebenfalls so spartanisch leben, um dem Vertrag an der Fassade nachzuleben? Der Autor bekommt von der Baugenossenschaft Zurlinden (BGZ), die Bauherrin war, den Kontakt zu zwei Bewohnern vermittelt.

Die Wohnung von Katrin Pfäffli erinnert in keiner Art an die von Jan Suter. Sie liegt im obersten Geschoss des 2000-Watt-Hauses. Die Räume wirken grosszügig und modern. Pfäffli ist Architektin und Energiespezialistin. Sie hat die BGZ selber bei der Planung und der Ausführung dieses Gebäudes beraten und weiss darum bestens Bescheid über dessen Vorzüge.

Man habe sich beim Bau an die Richtlinie des Schweizerischen Ingenieur- und Architektenvereins (SIA) zur 2000-Watt-Bauweise gehalten, sagt Katrin Pfäffli. Diese beziehe den Energieaufwand für die Errichtung und den Betrieb eines Gebäudes ein sowie denjenigen für die Alltagsmobilität seiner Bewohner. Ziel sei es, dass der Energiebedarf für diese Faktoren so tief liegt, dass die 2000-Watt-Gesellschaft erreicht werden könne.

### Die Migros liefert Abwärme

Das Haus an der Badenerstrasse mit seinen 54 Wohnungen ist nicht etwa aus Eisen und Beton gebaut, sondern aus Holz – was weitaus energiesparender ist. Von aussen erkennt man die Holzbauweise nicht. Die gedämmten Wände sind mit Glasfaserbeton verkleidet. Unten im Gebäude ist eine Migros-Filiale. Die Bewohner können vor Ort einkaufen und brauchen keine Energie für lange Anfahrtswege. Zudem wird die Abwärme der Kühlgeräte des Ladens verwendet, um warmes Wasser für das ganze Haus bereitzustellen. Auf dem Dach produziert eine Fotovoltaik-Anlage Strom. Ansonsten wird mit einer Grundwasser-Wärmepumpe im Keller geheizt. In der Wohnung von Katrin Pfäffli gibt es einige Elektrogeräte wie Backofen, Steamer oder Induktionsherd.

«Es wurden nur die energieeffizientesten Geräte eingebaut», versichert die Architektin. Auch die Beleuchtung ist energiesparend.

In diesem Gebäude wurden also die modernsten Standards bei Baumaterialien, Heizung, Wärmeaufbereitung und Geräten eingehalten. Und dennoch bleibt das Ziel, mit 2000 Watt pro Kopf auszukommen, in weiter Ferne. Im Gespräch mit Pfäffli stellt sich heraus, dass das Gebäude gar nicht darauf ausgerichtet ist, dass den Bewohnern 2000 Watt genügen. Alles nur Täuschung? «Das 2000-Watt-Ziel gilt – aber erst für das Jahr 2100», entgegnet Pfäffli. Dieses Gebäude orientiere sich an einem gesellschaftlichen Zwischenziel auf dem Weg zur 2000-Watt-Gesellschaft: 2050 solle jede Person nur 2000 Watt konventionelle und 1500 Watt erneuerbare Energie verbrauchen. Dieses Haus sei so gebaut, dass die Bewohner schon heute mit 3500 Watt auskommen könnten.

Kann Katrin Pfäffli denn zumindest die Vorgabe von 3500 Watt einhalten? «Vermutlich ja», antwortet sie. Sie habe kein Auto, fliege höchstens alle ein bis zwei Jahre, besitze neben

---

### «Der Vertrag ist nur symbolisch gemeint, als Beitrag zur Sensibilisierung der Bewohner.»

---

einem Computer kaum Multimedia-Geräte und ernähre sich weitgehend vegetarisch. Als entbehrlich empfindet sie diese Lebensweise nicht: «Ich übe keinen Verzicht.» Autofahren sei ihr sowieso ein Gräuel.

Sie wisse, dass sie punkto Stromverbrauch, Wärmebedarf und Mobilität im Alltag die gesetzten Ziele erreiche, sagt Pfäffli. Bei der Ernährung, der Freizeit und dem Konsum von Alltagsgütern fehlten aber die Zahlen, um ihre Lebensweise objektiv beurteilen zu können. Nach dem Besuch überprüft Pfäffli ihre Energiebilanz mit dem Klimarechner «ECO2» der Firma Ecospeed. Dieser ergibt 3200 Watt für ihre persönliche Lebensweise.

Dennoch: Den Vertrag auf der Hauswand kann Pfäffli nicht einhalten – trotz sehr zurückhaltendem Lebenswandel. Dort ist klar von 2000 Watt die Rede. Leistet sie also Schadenersatz? «Nein», sagt Pfäffli. «Aber dieser Vertrag ist nur symbolisch gemeint, als Beitrag zur Sensibilisierung der Bewohner.» Zwar hätten alle diesen Vertrag auch auf Papier bekommen, zusammen mit den Unterlagen zum Mietverhältnis. Ob die Botschaft angekommen ist, bezweifelt Katrin Pfäffli allerdings. «Ich schätze, dass 70 bis 80 Prozent meiner Nachbarn im Gebäude nicht wirklich verstanden haben, was die 2000-Watt-Gesellschaft bedeutet.» Vermutlich verstossen also die meisten Bewohner noch stärker als Pfäffli gegen den Vertrag, der am Gebäude prangt. «Allerdings», fügt Pfäffli an, «sparen dessen Bewoh-

ner automatisch viel Energie, ohne dass sie ihr Verhalten bewusst änderten. Das ist das Gute an diesem Haus und zeigt sich zum Beispiel an den sehr tiefen Nebenkosten.»

### Bauherrin geht auf Tauchstation

Wie hält es der zweite Bewohner, den der Autor besuchen möchte, mit dem Vertrag? Das bleibt ein Geheimnis, denn dieser sagt den Gesprächstermin ab. Er möchte nun doch nicht mit der *Weltwoche* sprechen. Überhaupt scheinen um den vielgepriesenen Holzbau plötzlich Mauern aus Beton zu wachsen. Die weiteren Bemühungen des Autors, mehr über das 2000-Watt-Haus und seine Bewohner zu erfahren, scheitern. Die Bauherrschaft BGZ weist die Frage nach anderen gesprächsbereiten Bewohnern ab, nun mit Verweis auf den Datenschutz. Nichts sagen will die BGZ auch zu den Resultaten einer Befragung unter den Hausbewohnern, die vor kurzem durchgeführt wurde. Diese diene nur «internen Zwecken», heisst es.

Beim Büro Pool-Architekten, das den Bau hochgezogen hat, will man sich ebenfalls nicht auf ein Gespräch einlassen. Es sei wichtig, sich mit der 2000-Watt-Gesellschaft «sachlich» und «ganzheitlich» zu befassen, sagt David Leuthold vom Büro. Er sei höchstens zu einem Gespräch mit der *Weltwoche* unter Führung der Bauherrschaft BGZ bereit. Doch BGZ-Geschäftsführer Rolf Hefti beantwortet inzwischen weder Telefonanrufe noch Mails. Noch 2010 hatte Hefti anlässlich der Eröffnung des 2000-Watt-Hauses verkündet: «Wir sahen es als sportliche Herausforderung zu zeigen, dass wir das [die 2000-Watt-Gesellschaft, Anm. der Red.] heute schon erreichen können.» Nun ist Hefti in Erwartung kritischer Nachfragen auf Tauchstation gegangen.

Während der Recherche wird der Autor ermahnt, den Vertrag, der auf der Fassade des 2000-Watt-Hauses prangt, nicht im juristischen, sondern im «künstlerischen und philosophischen Sinne» zu verstehen. Vorgeschlagen und realisiert wurde dieser Vertrag denn auch nicht von Juristen, sondern von Künstlern. Er ist ein Werk des dänischen Trios Superflex im Rahmen des Projekts «Kunst am Bau». Die BGZ als Bauherrschaft des Gebäudes hat diese künstlerische Umsetzung vorab durch Anwälte überprüfen lassen. Das Ergebnis war, dass der Vertrag im juristischen Sinn nicht gültig ist. Also konnte den Künstlern das Okay gegeben werden.

So lösen sich am Ende alle Versprechen und Behauptungen in Unverbindlichkeit auf. Das 2000-Watt-Haus ist gar keines. Deren Bewohner können so viel Energie verbrauchen, wie sie wollen. Der Vertrag ist nur ein Kunstwerk – oder, besser gesagt, ein künstlerischer Scherz.

Sind also auch sonstige Versprechen, die 2000-Watt-Gesellschaft sei ohne Wohlstandseinbussen möglich, nur ein Scherz? ○

# Unser Süpertürke

Er ist der grösste Held auf Schweizer Pausenplätzen, seine Videos erzielen auf Youtube Millionen von Klicks. Mit Anti-SVP-Liedern ist der Bern-Türke Müslüm berühmt geworden – doch mittlerweile will der Komiker auch jenen gefallen, die er früher veräppelt hat. *Von Rico Bandle*

1996 erkletterte eine seltsame Gestalt die Schweizer Hitparade. Harry Hasler hiess der Mann, kam aus Schwamendingen, zeigte demonstrativ seine Brusthaare und besang heisse Schlitten und scharfe Katzen. Auf den Schulhöfen der ganzen Schweiz war es plötzlich cool, die Kunstfigur Viktor Giacobbos nachzuahmen.

Jetzt, 16 Jahre später, wiederholt sich das Phänomen. Der neue Harry Hasler heisst Müslüm und hat ähnlich viele Haare, statt auf der Brust einfach im Gesicht. Unter den Jugendlichen ist er der grosse Held, doch auch in den Büros werden seine Filme tausendfach hin und her gemailt: Müslüm, der Türke im pinken Armani-Anzug, der eigentlich ganz liebenswürdig wäre, würde nicht sein überbordender Testosteronspiegel ihm immer wieder ein Schnippchen schlagen. Ein Immigrant, der gegen die SVP singt, wenn diese die Berner Reitschule schliessen möchte, und der mit sei-

---

Hinter Müslüm steckt Semih Yavsaner, 33, aufgewachsen im Berner Wyler-Quartier.

---

nem «Samichlaus»-Lied über Christoph Mörgele auf Youtube 1,5 Millionen Klicks erreicht hat – für Schweizer Verhältnisse ein rekordverdächtiger Wert. Ein Mann, der gerne exzentrisch tanzt, Schweizer Bünzli veräppelt und sich selbst als Opfer von Ausländerfeindlichkeit sieht – und sich dadurch bei jeder Auseinandersetzung als moralischen Sieger fühlt.

**Auch die Mädchen sind ihm verfallen**

Der Hype um Müslüm dürfte jenen um Harry Hasler fast noch übertreffen. Dank Youtube und Smartphones sind die Lieder und Telefonscherze Müslüms omnipräsent, «Süpervitamin», der Titelsong des neuen Müslüm-Albums, erreichte innerhalb von vier Wochen 600 000 Youtube-Klicks. Vor allem Migrant\*innen können sich mit ihm identifizieren, wie eine kleine Umfrage in einer Zürcher Sekundarschule zeigt: Sein gebrochenes Deutsch, sein selbstbewusstes Auftreten und die Tatsache, «dass er auch über sich selbst lacht», finden sie «megacool». Aber auch die Mädchen sind ihm verfallen, selbst wenn ihnen eine solche Figur in der Wirklichkeit eher Angst machen würde, wie sie sagen.

Hinter Müslüm steckt Semih Yavsaner, 33, aufgewachsen im Berner Wyler-Quartier.



«Man soll seine Eigenheiten nicht so einfach aufgeben»: Berner Komiker Müslüm.

Während seine Kunstfigur ein gebrochenes Schweizerhochdeutsch spricht, redet er in akzentfreiem Berndeutsch, allerdings in rasantem türkischem Tempo. «Es ist wahnsinnig, was in letzter Zeit abgegangen ist.» Er erhalte Angebote zuhauf, alle wollten etwas von ihm. Wenn er irgendwo als Müslüm erkannt werde, würden sich gleich ein paar Jugendliche um ihn scharen. Yavsaner lächelt, ein gewisser Stolz ist nicht zu übersehen. Jetzt, so hofft er, werde er richtig durchstarten, vielleicht sogar international. Der Künstler prüft alle Anfragen genau. «Nach meinem <Samichlaus>-Erfolg wollte mich auch eine Partei für eine Kampagne einspannen und bot viel Geld. Das habe ich abgelehnt. Ebenso ein lukratives Angebot für eine kommerzielle Werbekampagne.»

Yavsaner nimmt zunehmend Abstand vom Politischen. «Ich bin gar nicht so stark gegen die SVP, wie alle meinen», sagt er. Würde sie sich dafür einsetzen, dass das «Cheese-Festival» auf dem Berner Waisenhausplatz «Chäsete» hiesse, würde er sie voll unterstützen. Yavsaner erweist sich als Traditionalist: «Man soll seine Eigenheiten, seine Identität nicht so einfach aufgeben.»

### Müslüm will Deutsch lernen

Yavsaners Eltern kamen Anfang der 1970er Jahre als Saisoniers in die Schweiz, der Vater war Hausmeister, die Mutter arbeitete bei der Spitex. Die drei Kinder teilten sich ein Zimmer, bevor sich die Familie eine grössere Wohnung leisten konnte. Semih war ein schlechter Schüler, hatte anderes im Kopf als Lernen.

Den Eltern zuliebe machte er nach der obligatorischen Schulzeit trotzdem ein Diplom an der Handelsschule. «Ich wollte mich als Künstler durchschlagen, das konnte mein Vater, der so hart für unsere Zukunft gearbeitet hat, nicht begreifen.» Mit siebzehn bekam er seine erste Radiosendung beim Berner Alternativsender RaBe. Nachdem er einen Fluch-Wettbewerb organisierte hatte, wo sich Hörerinnen und Hörer per Telefon heftigst beschimpften, flog er raus. Sein Temperament vertrat sich nicht mit dem Sender, bei dem alle möglichen Randgruppen ihren Sendeplatz erhalten.

Er arbeitete als Informatiker, unter anderem bei der Swisscom, daneben versuchte er sich unter dem Namen MC Semih als Rapper. Seine Songs, zum Teil noch auf Youtube abrufbar, sind ihm heute peinlich. Kein Wunder. Songs wie «One Night Stand» enthalten sexistische Passagen, die nicht zitierbar sind. Das sei eine Parodie auf den US-Rapper Snoop Dogg gewesen, sagt er – und will möglichst rasch das Thema wechseln.

2007, zehn Jahre nach seinem Rauswurf, erhielt Yavsaner wieder eine Sendung auf Radio RaBe – sie sollte ihm den Weg zum heutigen Erfolg ebnen. Eher per Zufall entstand die

Figur Müslüm, die Parodie eines kriminellen Ausländers, der fremden Leuten telefoniert und deren Toleranzgrenze auslotet: So rief er zum Beispiel die Kantonspolizei an und wollte sich als Polizist bewerben, obschon er bei einem Tankstellenraub mit tödlichem Ausgang dabei gewesen sei. In Bern war Müslüm Stadtgespräch, das fiel auch Giuseppe Scaglione vom Zürcher Jugendsender Radio 105 auf. Er engagierte ihn, und «Müslüm, der Mann mit dem Telefonscherz» wurde zum Aushängeschild des Senders. Yavsaner konnte erstmals von seiner Kunst leben.

Einzelne Telefonscherze sind heute Klassiker auf Youtube: Zum Beispiel, wenn Müslüm bei der Volkshochschule um einen Deutschkurs nachfragt und dem behäbigen Beamten unterstellt, er könne ja selbst kein Deutsch. Nach 150 Sendungen war Schluss. Yavsaner hatte sich mit Scaglione verkracht, es kam zur Kündigung und zu einer juristischen Auseinandersetzung; der Sender musste dem Künstler wegen «missbräuchlicher Kündigung» eine Entschädigung bezahlen, der Fall ist allerdings noch nicht abgeschlossen. Yavsaner kann sich bei Streitigkeiten und Verhandlungen auf prominenten Beistand stützen: Andreas Gross, bekanntgeworden als Anwalt und Berater von Fussballern wie Jürgen Klinsmann, Jens Lehmann oder Alex Frei, ist neuerdings sein Manager.

---

### «Ich bin gar nicht so stark gegen die SVP, wie alle meinen.»

---

Nach der Kündigung war Yavsaner arbeitslos, ein Konkurrenzverbot verhinderte, dass er bei einem anderen Radiosender anheuern konnte. Die langersehnte Künstlerkarriere schien bereits wieder zu Ende: Yavsaner, eben Vater geworden, war ganz unten. Dann kam völlig unerwartet die Anfrage, ob er für eine CD zugunsten der Berner Reitschule einen Song beisteuern wolle. Die Figur Müslüm begann erstmals zu singen und nahm dabei Erich Hess ins Visier, den Präsidenten der Jungen SVP, der die Reitschule per Volksabstimmung schliessen wollte. «Erich Hess, Hess, Hess, so viel Stress, Stress, Stress», lautet der Refrain. Das Lied wurde bis heute über eine Million Mal angeklickt auf Youtube. Wenn auch nicht allzu geistreich, so ist der Song – eingebettet in Türken-Pop-Beats – durchaus lustig. Das findet selbst Erich Hess: «Auch ich amüsiere mich über Müslüm, deshalb bin ich auch nicht gegen das Lied vorgegangen.»

Da sich die Anti-SVP-Masche so bewährte, legte Müslüm gleich noch mit dem «Samichlaus» nach. Das Lied, das sich gegen die Ausschaffungsinitiative richtete, war den meisten Radiostationen zu politisch, nicht aber dem Schweizer Fernsehen: In einer Sondersendung

des «Clubs» durfte Müslüm mit seinem aufgeklebten Schnauz auftreten und sich über den «Herrn Mörgeli» lustig machen. Nun kannte ihn die ganze Nation.

Viktor Giacobbo hatte von seiner Harry-Hasler-Figur rasch genug und liess sie längere Zeit ruhen. Yavsaner beugt dem Überdruß vor, indem er Müslüm weiterentwickelt. Die Figur entfernt sich immer mehr vom Klischee des Kebab-Türken, der auf schöne Autos steht und jedes blonde Wesen mit Brüsten am liebsten sogleich besteigen würde. Müslüm ist auf der neuen CD am ehesten mit einem Bollywood-Schönling vergleichbar, der farbenfroh durchs Leben tänzelt und die Liebe propagiert. Das Titelstück «Süpervitamin» ist eigentlich ein Anti-Drogen-Song, ein Plädoyer dafür, das Leben ohne Aufputzmittel zu geniessen. «Chonsumiere» richtet sich gegen die konsumwütige Gesellschaft.

### Aus Liebe zur Schweiz

Im Gespräch nimmt Yavsaner fast lehrerhafte Züge an, wenn er davon spricht, wie Drogen Menschen kaputt machen können oder wie verlogen die Zigarettenwerbung sei, die Freiheit vorgaukle. Und anstatt in einem Alternativ- oder Jugendsender tritt er nun im gutbürgerlichen Staatskanal DRS 1 auf.

Kann ein pädagogisch einwandfreier Müslüm funktionieren? «Ich glaube schon», sagt er. «Eine Figur, die auf billigste Art Immigranten-Klischees aufnimmt, ist für mich uninteressant.» Der Erfolg gibt ihm recht. Die Bewährung kommt allerdings noch: Im Herbst geht Müslüm mit Band auf Schweizer Tournee, später soll ein Comedy-Programm folgen, das er zurzeit mit der Regisseurin Meret Matter, der Tochter des Liedermachers Mani Matter, erarbeitet.

«Ich bin hier geboren, ich liebe dieses Land», sagt Yavsaner. Den Schweizer Pass hat er aber nicht – und er gedenkt auch nicht, ihn zu beantragen. «Ich finde es interessant, dass Leute den Schweizer Pass erhalten, die kaum Deutsch sprechen, ich aber Türke bin.» Seine Fans fordern in Internetforen schon lange, Müslüm solle für die Schweiz an den Eurovision Song Contest gehen. Dort gehört er mit seinem gefälligen, aber gut produzierten Ethno-Pop auch hin.

Wenn er im Ausland auch nur ansatzweise jene Begeisterung auslöst wie auf Schweizer Pausenplätzen, ist ihm ein Platz in den vorderen Rängen garantiert – irgendwo zwischen den Beiträgen von Aserbaidschan, Mazedonien und Weissrussland.

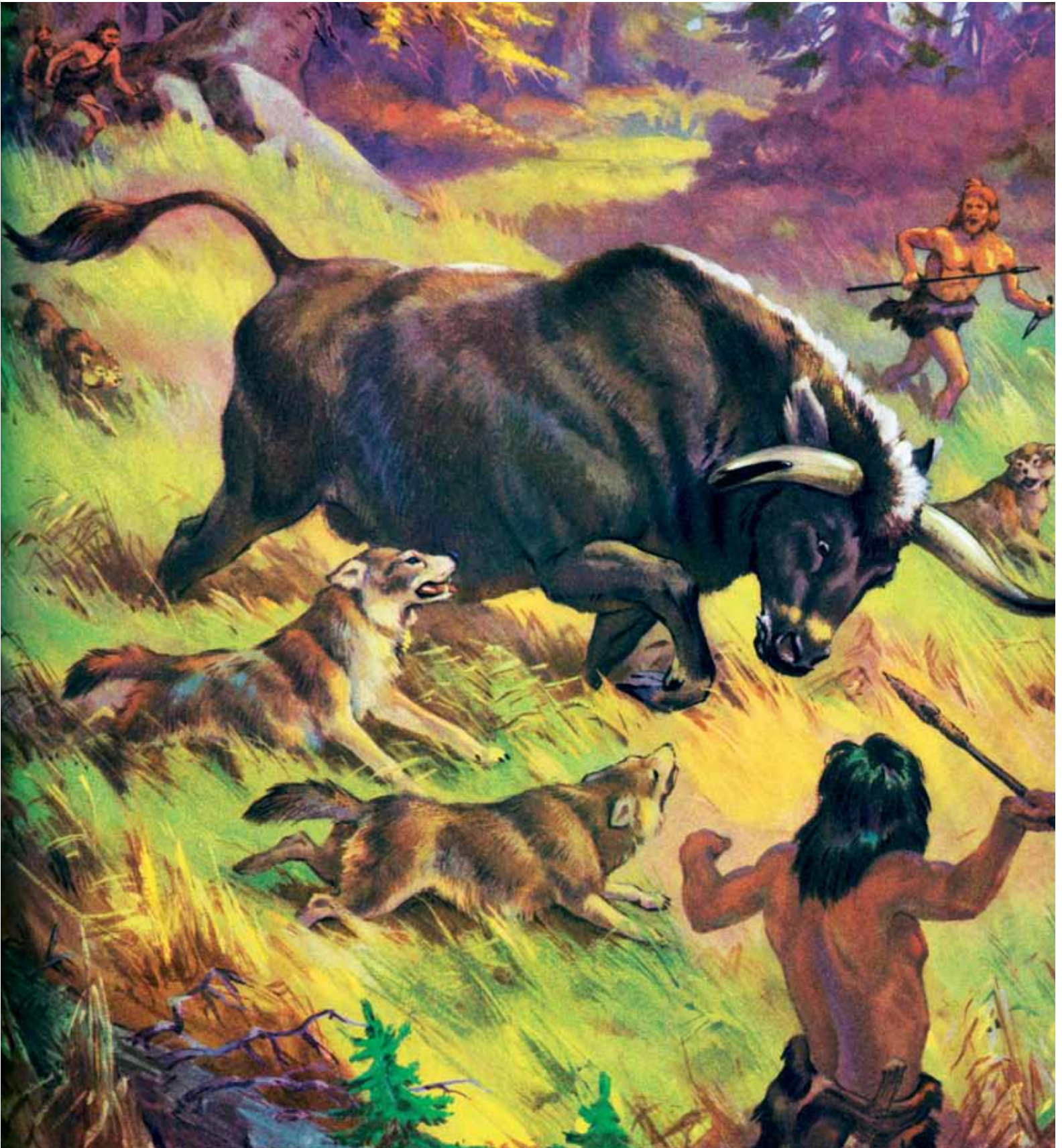
Müslüm: «Süpervitamin». CD. Musikvertrieb. Telefonscherze und Lieder auf Youtube.com unter dem Stichwort «Müslüm».

---

# Hund sei Dank

---

Vor 40 000 Jahren war Europa Schauplatz eines epischen Duells: Neandertaler gegen Homo sapiens. Warum aber gingen unsere direkten Vorfahren als Sieger hervor? Neue Forschungen legen nahe: Der Mensch verdankt seine Existenz dem Hund. *Von Urs Gehriger*



«Siegerteam»: Homo sapiens und Urhund bei der Jagd.

Der Hund ist des Menschen bester Freund. Millionenfach wird die legendäre Liaison gelebt, wobei der Vierbeiner meistens die Rolle des Spielkameraden, Sportsfreundes oder Schmusetiers zu spielen hat. Dass der Hund zu weit Höherem fähig ist, hat das Tier schon oft bewiesen. Der deutsche Schäfer Kommissar Rex klärte in der erfolgreichsten Krimiserie aller Zeiten Mordfälle auf. Lawinhund Barry, der berühmteste Bernhardiner der Welt, rettete mit vorzüglichem Spürsinn vierzig Menschenleben. Und Hündin Laika leistete ihren «Dienst an der Menschheit» (respektive am Sowjet-Imperium) sogar jenseits der Erde, an Bord einer Raumkapsel, als erstes Lebewesen im Weltall.

Aber Hunde haben noch viel mehr für uns getan. Sie haben nicht nur einige Leben gerettet, sondern möglicherweise unsere ganze Spezies. Zu diesem Schluss kommen neuste Forschungen der Paläoanthropologie, jenes Wissenschaftsbereichs, der sich mit dem Entstehen der spezifischen Merkmale und der Stammesgeschichte des Menschen befasst.

Eines der grössten Rätsel dieser Disziplin lautet: Warum ist der Neandertaler ausgestorben, während der Homo sapiens überlebte? Beide Spezies lebten vor 45 000 bis 35 000 Jahren gleichzeitig, besiedelten sogar denselben Lebensraum. Am Ende dieser Epoche befanden sich die Neandertaler in tiefem Fall, die modernen Menschen hingegen setzten sich durch.

Eine erstaunliche Studie, welche diese entscheidende Periode ins Licht rückt, wurde unlängst im *Science*-Magazin publiziert. Paul Mellars und Jennifer French, Paläoanthropologen an der Cambridge-Universität, kommen darin nach extensiver Feldforschung zum Schluss, dass die Zahl der modernen Menschen (Homo sapiens) so schnell zunahm, dass sie die Neandertaler rein numerisch deklassierten.

### **Homo sapiens: 10 – Neandertaler: 1**

Mehr als 100 000 Jahre hatte der Neandertaler Europa für sich allein beansprucht. Dann bekam er innert kurzer Zeit Konkurrenz: aus Afrika. Vor rund 40 000 Jahren begann der Homo sapiens, aus dem südlichen Kontinent einzuwandern. Was folgte, erinnert an eine Szene aus einem klassischen Westernfilm: «Diese Stadt ist nicht gross genug für uns beide, Fremder!», hat wohl der eingessene Neandertaler dem Eindringling bedeutet. Gemäss Mellars und French ist es zu einem erbitterten Verteilungskampf um Nahrung, Wohnraum und Ressourcen gekommen, bei dem der Neandertaler relativ rasch den Kürzeren zog.

Um besser zu verstehen, wie sich dieses epische Duell Neandertaler vs. Homo sapiens tatsächlich abspielte, haben die Cambridge-Forscher eine Metaanalyse (Zusammenfassung von Primäruntersuchungen) von 164 archäologischen Ausgrabungsstätten in der Dordogne durchgeführt. Die südwestfranzösische Region, heute bekannt für ihren Wein und Foie gras,

war in der Altsteinzeit das Eldorado für unsere Vorfahren. Eine hohe Anzahl an Höhlen und Fundgegenständen auf einer Fläche von 75 000 Quadratkilometern zeugt davon, dass Kontrahenten eng nebeneinander gelebt haben. «Sie waren Nachbarn», sagt Jennifer French. «In manchen Höhlen haben wir Werkzeuge und Essensreste aus derselben Epoche von beiden Spezies gefunden.»

Mellars und French bestimmten die Dichte der gefundenen Werkzeuge und Knochen und berechneten das Gewicht von Beutetieren pro Quadratmeter. Ihr Fazit: Die modernen Menschen haben die Neandertaler in jeder Hinsicht deutlich übertroffen. Während der 10 000-Jahre-Periode (vor 45 000 bis 35 000 Jahren), in der beide Spezies dasselbe Territorium bewohnten, vermehrte sich der Homo sapiens um ein Zehnfaches. Der Neandertaler dagegen trat fast vollständig von der Bühne ab.

### **Sensation aus belgischer Höhle**

Über die Ursachen dieses Phänomens kursieren zahlreiche Hypothesen. Einige Wissenschaftler machen den Klimawechsel für den Niedergang der Neandertaler verantwortlich.

---

## **Hunde wurden verehrt. Bohrlöcher in Schädeln deuten auf Seelenrituale hin.**

---

Andere nehmen an, dass dem Homo sapiens durch seinen starken sozialen Zusammenhalt ein Vorteil erwachsen ist. Weitgehend einig sind sich Paläoanthropologen, dass Jagdwaffen eine Schlüsselrolle gespielt haben. Was für US-Präsident Barack Obama heute die Drohnen sind, war dem Homo sapiens vor 40 000 Jahren der Speer: Er vergrösserte die Distanz zur Beute, reduzierte damit die Gefahr und maximierte die Überlebenschancen.

In diese Richtung zielt auch die neue Hypothese: Danach verdankt der Homo sapiens seinen Triumph über den Neandertaler dem Hund, den er gezähmt und als Nutztier eingesetzt hat.

Hunde waren die ersten Haustiere des Menschen, darin ist sich die Forschung einig. Doch lebten die Vierbeiner bereits mit dem Homo sapiens, als dieser den Kampf mit dem Neandertaler austrug? Bis 2009 gingen Paläoanthropologen davon aus, dass Hunde vor rund 17 000 Jahren domestiziert wurden – lange nachdem der Neandertaler von der Bildfläche verschwunden war. Dann machte Mietje Germonpré, Forscherin am Königlichen Belgischen Institut für Naturwissenschaften, eine revolutionäre Entdeckung.

Anhand einer statistischen Präzisionsmethode gelang es ihrem Team, drei bekannte paläolithische Schädel, welche anfänglich als Wolfsschädel betrachtet worden waren, Hunden zuzuordnen. Im Vergleich zum Wolf hat

der Hund eine kürzere Schnauze, sein Hirnschädel und sein Zungenbein (kleiner, gebogener Knochen am Mundboden) dagegen sind breiter. Der älteste der neu identifizierten Hundeschädel stammt aus der belgischen Höhle von Goyet und weist ein Alter von 32 000 Jahren auf. Er ist somit nicht nur das früheste Beispiel eines domestizierten Hundes, sondern stammt auch aus einer Zeit, die nur kurz nach der Endphase des tödlichen Verdrängungskampfs zwischen Mensch und Neandertaler liegt.

Einige Kritiker Germonprés verwiesen auf das lange Intervall von 15 000 Jahren zwischen dem Goyet-Hund und dem ältesten bisher bekannten Hundefossil. Doch jüngste Studien füllen die Lücke zunehmend und stärken die These von einer frühen Beziehung zwischen Menschen und Urhunden.

So publizierte Germonprés Team Anfang 2012 eine neue Studie von neun weiteren Hundeschädeln. Drei davon waren Tiere aus Předmostí, in der heutigen Tschechischen Republik gelegen, die ein Alter von 27 000 Jahren aufweisen. Ein weiterer Schädel mit vielen hundartigen Zügen wurde jüngst von Nikolai Ovodov von der Russischen Akademie der Wissenschaften untersucht. Er stammt aus der Razboinichya-Höhle in Sibirien. Sein Alter beträgt 29 000 Jahre. Obwohl das russische Team nicht dieselbe präzise statistische Methode wie Germonpré anwandte, konnte es belegen, dass der Razboinichya-Schädel von einem sogenannten Früh-Hund stammt, einem Tier im Frühstadium des Zähmungprozesses.

### **Verpflegung für die letzte Reise**

Alle bisher gefundenen Hundeschädel stammen aus Orten, wo der Homo sapiens gelebt hat. Welche Rolle spielte der Hund damals für den Menschen wirklich? Hat er sich bloss aus Fresslust in seine Nähe vorgewagt, war er Wachhund oder mehr?

Verschiedene Indizien deuten darauf hin, dass Hunde von den frühen Menschen besonders verehrt wurden. Bei einem der Předmostí-Hunde war das Gebiss noch immer am Schädel befestigt, als man ihn entdeckte. Die kompakte Verfassung war nicht das einzige bemerkenswerte Merkmal dieses Fundes. Eingeklemmt zwischen Unter- und Oberkiefer befand sich ein grosses Stück Knochen. «Die Dicke der Knochenrinde zeigt, dass er von einem grossen Säuger stammt, einem Rhinoceros, Steppenbison oder einem Mammut», sagt Mietje Germonpré.

Offenbar wurde der Knochen ganz bewusst im Mund des Hundes platziert, und zwar unmittelbar nach dem Tod des Tieres, zu einem Zeitpunkt, als Muskeln und Bänder den Kiefer immer noch am Schädel gezogen hatten. «Es handelte sich wohl um eine rituelle Handlung», sagt Germonpré, «möglicherweise um Verpflegung für die letzte Reise des toten Tieres.»



29 000 Jahre alt: Hundeschädel aus Sibirien.

In Předmostí finden sich weitere Hinweise für die prominente Stellung von Hunden. Zwei Hundezähne waren zu elaboriertem Tragschmuck verarbeitet worden. Zahlreiche weitere Hundezähne weisen Bohrlöcher auf, um als Anhänger oder Amulette getragen zu werden. Selten hätten paläolithische Menschen Schmuck aus Nahrungstieren gefertigt, sagen Altsteinzeitexperten. Deshalb deutet die hohe Häufigkeit von Hundezahnschmuck in Předmostí und an anderen paläolithischen Fundorten darauf hin, dass Hunde nicht als Nahrung betrachtet wurden.

### Trag- und Lasttiere

Ein weiteres Indiz für die Sonderstellung von Hunden findet sich in der Steinzeitkunst: Wie Menschen wurden Hunde sehr selten in paläolithischen Höhlenmalereien abgebildet. Offenbar betrachteten die Höhlenkünstler Hunde als enge Partner, als Teil der privaten Welt, die so vertraut war, dass man sie nicht visuell reproduzierte.

Damit nicht genug der Sonderbarkeiten. Vierzig Prozent der zwanzig Schädel waren sorgfältig durchbohrt. Für Mietje Germonpré ist dies ein weiteres Indiz, das auf einen rituellen Hintergrund deutet: «Viele indigene Völker glauben heute noch, dass sich die Seele eines Lebewesens im Kopf befindet. Und einige von ihnen bohren Löcher in die Hirnschale ihrer erlegten Beutetiere, um die Seele entweichen zu lassen.»

Was hat der Hund für den Menschen getan, dass er ihn zu rituellen Handlungen inspirierte? Leider können wir nicht beobachten, wie unsere Vorfahren mit Hunden umgingen. Doch neueste Forschungsergebnisse helfen, den Alltag in der Altsteinzeit – zumindest



Verlierer im epischen Kampf gegen den Menschen: Neandertaler.

bruchstückhaft – zu rekonstruieren. Pat Shipman, emeritierte Professorin für Paläoanthropologie in Pennsylvania, hat sich dieser Aufgabe auf beeindruckende Weise angenommen. In einem vielbeachteten Artikel im aktuellen *American Scientist* versammelt sie die Studien, welche die Hypothese einer frühen Mensch-Hund-Allianz stützen.

«Der Hund kann Dinge, von denen man lange geglaubt hat, dass nur Menschen sie beherrschen.»

Anhand der gefundenen Knochen lässt Pat Shipman den paläolithischen Hund vor unserem geistigen Auge auferstehen. Er war sehr gross, hatte ein Körpergewicht von mindestens 32 Kilogramm und eine Schulterhöhe von 61 Zentimeter und höher, was in etwa den Körpermassen eines modernen Deutschen Schäferhundes entspricht.

Shipman geht mit Germonpré einig, dass diese frühen Hunde wahrscheinlich als Trag- und Lasttiere eingesetzt wurden. Um sich ein genaueres Bild davon zu machen, verweisen sie auf ethnografische Beispiele wie den Schwarzfuss- und Hidatsa-Indianer in Nordamerika. Diese züchteten sehr grosse und starke Hunde, um sie als Nutztiere zu gebrauchen, zum Schleppen schwerer Lasten mittels Zugseilen oder auf den Rücken aufgeschnallter Tragvorrichtungen.

### Mehr Fleisch, mehr Nachwuchs

Ein weiteres Indiz ihrer Nutztier-Theorie erkennt Shipman in den Beuteknochen des Menschen. Bis auf eine Ausnahme finden sich in allen paläolithischen Hundefundstätten

grosse Mengen an Mammutknochen. Ausgewachsen wogen die Riesen der Steinzeit bis zu acht Tonnen. Selbst in zerlegtem Zustand war der Transport vom Jagdplatz zur Wohnstätte eine buchstäblich massive Herausforderung. Indem sie Hunde die Beute schleppen liessen, konnten die frühen Menschen viel Energie sparen und ein grösseres Quantum an Fleisch nach Hause bringen. Jede Beute brachte somit einen grösseren Nettoertrag an Nahrung ein – selbst nachdem zuerst die Hunde gefüttert worden waren.

Ein Mehr an Nahrung hat erfahrungsgemäss markante Auswirkungen auf die Gesundheit eines Naturmenschen. Besser ernährte Frauen können ihren Nachwuchs in kürzeren Intervallen gebären, ihre Kinder mit mehr Milch ernähren und kräftigere Nachkommen aufziehen. Kurz: Schleppehunde könnten dem Homo sapiens innert kurzer Frist geholfen haben, sich schnell zu vermehren und Konkurrenten auszumerzen.

Damit der Vorteile nicht genug. Den grössten Nutzen konnten Menschen aus ihnen ziehen, wenn sie Hunde dafür einsetzen, was sie von Natur her am besten können: jagen. Als Jäger ist der Hund dem Menschen in fast allen Belangen überlegen. Er nimmt rasch Fährte auf, spürt die Beute auf, bewegt sich leiser und rascher als der Mensch, kann das Wild bis zur Erschöpfung hetzen und durch sein Gebaren schliesslich stellen und in Schach halten, bis der Mensch nachrückt und es erlegt.

Welchen Vorteil Steinzeitmenschen durch den Einsatz von Jagdhunden erzielen konnten, haben Vesa Ruusila und Mauri Pesonen vom finnischen Jagd- und Fischerei-Institut demonstriert. Sie untersuchten einen Bereich, welcher Ähnlichkeiten mit der Mammut-Jagd



aufweist: die Jagd nach dem finnischen Elch. Die Finnen benutzen grosse Hunde wie den norwegischen Elchhund oder den finnischen Spitz. In Jagdgruppen von weniger als zehn Menschen betrug das durchschnittliche Beutegewicht pro Tag und Jäger ohne Mithilfe von Hunden 8,4 Kilogramm. Nahmen Hunde an der Jagd teil, stieg der Beutedurchschnitt auf 13,1 Kilogramm – was einem Mehrwert von immerhin 56 Prozent entspricht, der den Hunden zu verdanken ist.

Auch bei der Jagd auf Kleintiere steigern Hunde den Beuteertrag markant. Karen Lupo von der Washington State University fertigte eine Studie über die Bofi- und Aka-Waldjäger der Zentralafrikanischen Republik an. Sie jagen mit Speer, Bogen, Armbrust und Netzen. Die Mehrheit ihrer Beutetiere wiegt weniger als zehn Kilogramm. Hunde verkürzen die Jagdzeit erheblich. Für die Jagd nach Riesenratten zum Beispiel verringert sich die Zeitspanne bis zur Erlegung der Beute um 41 Prozent, bei der Jagd nach Stachelschweinen um 57 Prozent. Für den Menschen erwächst aus einer schnellen Jagd ein signifikanter Vorteil: Sie verringert den Energieaufwand und steigert den Ertrag.

Diese Gesetzmässigkeit müsse bereits in der paläolithischen Zeit gegolten haben, davon ist Shipman überzeugt. Mit wahrscheinlich weitreichenden Folgen: Hunde als «Jagdgefährten

die Blickrichtung selbst aus einiger Entfernung erkennbar. Bei anderen Primaten hingegen kann das Augenspiel aufgrund einer dunklen Augenhaut sowie schmaler Augenlider kaum identifiziert werden.

Michael Tomasello vom Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie in Leipzig hat die Erkenntnis der Tokioter Kollegen als «Hypothese vom kooperativen Auge» weiterentwickelt. Er legt dar, dass die Kooperation zwischen Menschen durch die Fähigkeit, zu

## Nahmen Hunde an der Jagd teil, stieg der Beutedurchschnitt um 56 Prozent.

erkennen, wohin ein Gegenüber blickt, massiv erleichtert wurde. Bereits Kleinkinder interagieren mit ihrem Gegenüber, indem sie ihm intensiv ins Gesicht oder in die Augen schauen.

### Verständigung ohne Worte

Bereits für paläolithische Menschen muss die stumme Kommunikation mit Artgenossen ein grosser Vorteil gewesen sein. Aber es gibt noch einen anderen talentierten Blickleser: den Haushund. Wie jeder Hundehalter weiss, folgt der Hundeblick dem Menschen, wenn dieser seine Aufmerksamkeit durch Sprach- oder Augenkontakt erlangt hat.

schnitten wie die Menschenkinder. Die Budapest-Forscher glauben, dass diese hohe Fähigkeit bei Hunden durch selektive Züchtung während des Zähmungsprozesses entstanden ist.

Shipman geht mit ihrer Hypothese der Mensch-Hund-Partnerschaft noch weiter: Sie vermutet, dass die enge Beziehung auch die Entwicklung des Menschen beeinflusst hat. So vermutet sie hinter der Bildung von prominent hervorstechenden Augen beim Menschen eine doppelte Ursache: «Möglicherweise entstand das grosse Augenweiss nicht bloss, um besser unter unseren Artgenossen zu kommunizieren, sondern auch mit Hunden.» Denn einmal imstande, menschliche Blicksignale zu erkennen, waren Hunde noch bessere Jagdpartner, so Shipmans Überzeugung.

Die Menschen lieben es, die Emotionen und Gefühlsregungen ihrer Hunde zu «lesen». Hunde fühlen offenbar dasselbe. Die Fähigkeit, via Mimik mit dem Hund zu kommunizieren, könnte für das Überleben unserer Spezies nicht bloss förderlich gewesen sein. «Möglicherweise», vermutet Shipman, «war sie der entscheidende Vorteil im Verdrängungskampf gegen den Neandertaler.»

### Neue Debatte lanciert

Als Pat Shipman ihre Hypothese vom Hund als «Königsmacher» des Menschen vor einem

Der Liebe darf man ruhig ein paar  
Steine in den Weg legen

made by Gübelin.





**GÜBELIN**

JUWELEN • UHREN

könnten im Wettstreit (mit Neandertalern) um Beute und Überleben den ganzen Unterschied ausgemacht haben».

### Kraft der Augen

Shipman unterlegt ihre Hypothese vom Menschen und Hund als «Siegerteam» mit einem weiteren Gedanken: Um gemeinsam erfolgreich zu sein, mussten Mensch und Hund ihre Handlungen eng koordinieren, was nur durch eine verfeinerte, gut funktionierende Kommunikation möglich ist. Kein Organ ist dabei so wichtig wie das Auge.

Eine Studie von Hiromi Kobayashi und Shiro Kohshima des Tokioter Instituts für Technologie zeigt, dass die Menschaugen im Vergleich zu denen anderer Primaten einen markanten Unterschied aufweisen: Sie sind besonders sichtbar. Genauer, unsere Sklera (weisse Augenhaut), die die farbige Iris umschliesst, sticht prominent hervor. Dadurch ist

«Der Hund kann Dinge, von denen man lange geglaubt hat, dass nur Menschen sie beherrschen», sagt Harvard-Anthropologin Juliane Kaminski. Dass Hunde uns sogar besser verstehen als unsere nächsten biologischen Verwandten, belegt eine Studie mit verstecktem Futter. Schimpansen, domestizierte Wölfe und Hunde traten gegeneinander an. Sie sollten verstecktes Futter finden, das der Versuchsleiter mit Blicken, Gesten oder einem Holzstück anzeigte. Fazit: Von elf Schimpansen und ebenso vielen Hunden gelangten neun Hunde und nur zwei Affen ans Ziel.

Kein anderes Lebewesen versteht es so gut, Mimik und Gestik des Menschen zu deuten. Der Hund macht sogar Menschen Konkurrenz. Ernő Téglás von der Zentraleuropäischen Universität in Budapest hat die Fähigkeit, dem Blick eines Sprechers mit starrer Kopfposition zu folgen, bei Kleinkindern und Hunden getestet. Dabei haben die Hunde gleich gut abge-

Monat im *American Scientist* publizierte, löste sie eine Welle von Reaktionen aus. «Die meisten waren sehr positiv», sagt Shipman. Selbst kritische Stimmen hätten der Theorie Plausibilität attestiert. Shipman präsentiere eine «schöne Argumentationskette», schrieb einer ihrer grössten Gegner in der *New York Times*. Doch es fehle an Hundeschädeln aus der Zeit des Verdrängungskampfes zwischen Homo sapiens und Neandertaler, um die These wissenschaftlich zu untermauern. Ausserdem werfe ihre Theorie Fragen auf: Deutet Zahnschmuck tatsächlich auf eine Sonderstellung des Hundes hin? Konnte ein Hund ein Mammut in Schach halten? Und vor allem: Wann ist ein Hund ein Hund, und nicht bloss ein zahmer Wolf?

«Natürlich sind einige meiner Ideen spekulativer Art und müssen durch weitere Forschung geprüft werden», räumt Shipman ein: «Doch ich vermute, ich habe eine neue Debatte lanciert.» ○

# Gute Nachrichten aus Libyen

Auch wenn es der Westen ausblendet: Der Wüstenstaat des gestürzten Diktators Gaddafi zeigt Symptome der Erholung. Die Lage hat sich beruhigt, einiges hat sich verbessert. Allerdings: Auf dem Vormarsch sind die Islamisten, finanziert von arabischen Ölscheichs. *Von Kurt Pelda*



Der Islamist, der aus dem Nichts kam: Abd al-Hakim Belhadsch von der Vaterlandspartei bei einem Auftritt in Tripolis.

Libyen genießt im Jahr eins nach Gaddafi keinen guten Ruf im Ausland. Wenn westliche Medien aus dem Land berichten, dann meist nur über die sporadischen Kämpfe zwischen rivalisierenden Milizen und das Klima der Unsicherheit. «Reisen nach Libyen sollten nur aus wichtigen Gründen und unter hohen Sicherheitsvorkehrungen unternommen werden», warnt zum Beispiel das Schweizer Aussenministerium auf seiner Website. Weil Waffen aus dem Bürgerkrieg auch in die Hände krimineller Banden geraten seien, empfiehlt das EDA ausserdem besondere Vorkehrungen wie «Personenschutzmassnahmen durch Sicherheitsfirmen, die mit den aktuellen Verhältnissen in Libyen vertraut sind».

Hat der letztjährige Luftsinsatz der Nato also am Ende bloss dazu beigetragen, ein neues Somalia vor Europas Toren entstehen zu lassen? Nichts wäre falscher als eine solche

Diagnose. Die Panikmache in westlichen Aussenministerien, Botschaften und Medien ist übertrieben und einseitig. Es stimmt zwar, dass die Sicherheitslage zu wünschen übrig lässt, doch ist in den meisten Landesteilen Ruhe eingekehrt, und dies, obwohl die Übergangsregierung nicht viel mehr als ein Papiertiger ist. Die Regierung und der Nationale Übergangsrat, eine Art oberstes Gremium der Revolution, agieren in undurchsichtiger Weise und sind korrupt, und sie arbeiten gar den Islamisten in die Hand. Was diesen Institutionen vor allem fehlt, ist die demokratische Legitimation. Das könnte sich mit den geplanten Parlamentswahlen ändern, dem ersten freien Urnengang seit sechzig Jahren.

## Positives wird verdrängt

Es gibt sie durchaus, die positiven Nachrichten aus Libyen, nur werden sie in westlichen Me-

dien fast schon systematisch ausgeblendet. So haben in einigen Ortschaften bereits friedliche Lokalwahlen stattgefunden. In Bengasi, der immerhin zweitgrössten Stadt Libyens, hat sogar eine Frau mit Abstand am meisten Stimmen auf sich vereint. Auch wenn in der Wirtschaft immer noch vieles brachliegt, ist zumindest die Erdölförderung mit knapp 1,6 Millionen Fass pro Tag wieder auf dem Vorkriegsniveau. Dabei hatten viele «Experten» im letzten Sommer noch vorausgesagt, dass Libyen dafür noch Jahre benötigen werde. Der bis anhin vielleicht aber grösste Erfolg war politischer Natur, nämlich die Registrierung von mehr als 2,7 Millionen Libyern – mehr als 80 Prozent der Wahlberechtigten – für die Parlamentswahlen.

Nach 42 Jahren der Diktatur Gaddafis zeigt die hohe Quote, wie sehr sich die Menschen nach politischer Mitsprache sehnen. Daran

ändert auch nichts, dass sich viele kaum etwas unter freien Wahlen vorstellen können. Auf Plakaten und in Fernsehspots erhalten die Libyer deshalb die rudimentärsten Informationen, wie die Wahl der 200 Abgeordneten funktionieren soll. Doch wofür die wie Pilze aus dem Boden geschossenen Parteien stehen, wissen nur die wenigsten. Das hängt auch damit zusammen, dass die Wahlkommission den Parteien erst diese Woche, und damit viel zu spät, die Aufnahme des Wahlkampfes erlaubt hat. Wichtigste Aufgabe der neugewählten Nationalversammlung wird es sein, eine Verfassung auszuarbeiten. Libyen hat erst einmal, nämlich kurz nach der Unabhängigkeit im Jahr 1951, Parlamentswahlen abgehalten. Danach liess der König – und später auch Gaddafi – Parteien verbieten. Ursprünglich auf den 19. Juni angesetzt, musste der Urnengang auf den 7. Juli verschoben werden, um der Wahlkommission und den mehr als 140 politischen Formationen sowie rund 3700 Kandidaten mehr Vorbereitungszeit zu gewähren.

Wie aber sieht die Sicherheitslage knapp drei Wochen vor den Wahlen aus? Mit dem Näherrücken des Urnengangs haben Störenfriede wie islamistische Terroristen und Anhänger Gaddafis ihre Gangart verschärft. Die kürzlich – unblutig beendete – Besetzung des internationalen Flughafens durch eine Miliz des Tarhuna-Stamms und heftige Kämpfe in der Gegend von Sintan südwestlich von Tripolis kann man als Störaktionen der Gaddafi-Anhänger abbuchen. Wenn man dem Bericht eines Arztes aus dem Krankenhaus von Sintan Glauben schenken darf, hatten die Gaddafi-Fans des Maschaschia-Stamms nicht nur schwere Waffen wie Panzer und Mehrfachraketenwerfer in ihrem Arsenal, sondern sie erhielten auch Unterstützung von den Tarhuna und schwarzafrikanischen Söldnern. So bekämpften sie die ehemaligen Rebellen von Sintan, einer kleinen Stadt und einer Art Staat im Staat. Die Sintan-Rebellen waren massgeblich an der Eroberung von Tripolis beteiligt und sehen sich heute als Bollwerk gegen den Islamismus.

Wenn man einmal von den Kämpfen bei Sintan und einigen blutigen Scharmützeln im dünnbesiedelten Süden absieht, hat sich in Libyen einiges verbessert. Die unzähligen Strassensperren wild in die Luft schiessender Ex-Rebellen gehören der Vergangenheit an, und Waffen sind aus der Öffentlichkeit fast ganz verschwunden. Wer jetzt noch bewaffnet unterwegs ist, gehört zur Polizei, der Nationalarmee oder zum nicht immer über alle Zweifel erhabenen Supreme Security Committee, dessen Kämpfer schwarze Uniformen tragen.

#### Für jeden Haushalt eine Kalaschnikow

Schüsse in die Luft sind nur noch selten zu hören. Allerdings erzählen Bewohner von Tripolis, dass man für Hochzeitsfeste Männer mit

Schnellfeuergewehren und Pick-ups mit Flugabwehrkanonen mieten kann. Die sorgen dann mit ihrem Geballer für die gewünschte Geräuschkulisse. Andere Länder, andere Sitten. Die Waffen sind zwar von den Strassen verschwunden, aber es gibt sie immer noch. Eine Kalaschnikow findet sich in praktisch jedem Haushalt. In seinem Haus in einem Vorort von Tripolis öffnet der Medizinstudent Yahya Almadani die Schublade einer Kommode. Darin liegt eine praktisch unbenutzte AK-47, *made in the Soviet Union*, Baujahr 1978. «Erst wenn es einen frei gewählten Präsidenten gibt, der das Land im Griff hat und unsere Sicherheit garantiert, werde ich dieses Gewehr abgeben», gelobt der junge Mann. Und seine Mutter hakt lachend nach: «Bei euch im Westen mögen die Bilder von bewaffneten Ex-Rebellen Unbehagen wecken. Aber uns beruhigen

#### Für Hochzeitsfeste kann man Männer mit Schnellfeuergewehren und Flugabwehrkanonen mieten.

die Kämpfer, denn wir wissen, dass sie uns beschützen.»

Islamistische Terroristen, die angeblich in der Nähe der ostlibyschen Küstenstadt Derna Ausbildungslager unterhalten, haben inzwischen zwei Anschläge auf Einrichtungen des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz verübt und eine Rakete auf die Fahrzeugkolonne des britischen Botschafters abgefeuert. Der Diplomat blieb allerdings unverletzt. Es ist zu befürchten, dass die gewaltbereiten Islamisten nicht nur ihre Fähigkeiten für Attentate verbessern, sondern im Vorfeld der Wahlen auch vermehrt westliche Ziele aufs Korn nehmen.

Wie extrem eine winzige Minderheit von Libyern unter dem Einfluss ausländischer Salafisten zu denken gelernt hat, erkennt man auch an der Entweihung von Gräbern britischer und italienischer Gefallener aus dem Zweiten Weltkrieg und der Zerstörung von Schreinen der in Libyen dominierenden Sufi-Sekte. Die Sufis zeichnen sich unter anderem durch ihre gemässigte muslimische Haltung aus.

#### Der Wahlkampf ist eröffnet

Dass sich die Extremisten mit solchen Aktionen viele Freunde in der Bevölkerung schaffen, darf man bezweifeln. Dennoch haben die Islamisten gute Wahlchancen. Das kann auch nicht erstaunen, denn es sind vor allem die Muslimbrüder, die unter Gaddafi in den Untergrund abgedrängt wurden und sich dort zu einer gutorganisierten und schlagkräftigen Formation entwickelten. Dank dem Geldstrom von der Arabischen Halbinsel gehören die Muslimbrüder mit ihrer Partei für Fortschritt und Aufbau zu den finanzstärksten politischen Gruppen. Mit einem Trick haben

sie ihren Wahlkampf schon längst eröffnet, obwohl dieser doch eigentlich erst diese Woche hätte beginnen sollen. Auf den Strassen von Tripolis hängen schon seit Wochen riesige Plakate, auf denen die Fortschrittspartei einen Wettbewerb für ihr Logo ausschreibt und dem besten Designer umgerechnet rund 7300 Franken verspricht. Der Schriftzug des Parteinamens liest sich dabei so, als wäre er direkt dem Koran entnommen.

Um ihren islamischen Anspruch zu unterstreichen, verwendet die Vaterlandspartei des einstigen Terrorverdächtigen Abd al-Hakim Belhadsch eine ähnliche, ebenfalls dem Koran nachempfundene Kalligrafie. Hinter Belhadsch, der im letzten August wie aus dem Nichts in Tripolis auftauchte und sich als Eroberer der Hauptstadt inszenierte, stehen das Emirat Katar und der bekannte libysche Prediger Ali Sallabi. Auch für die Vaterlandspartei ist Geld kein Problem, ganz im Gegensatz zu den säkularen Formationen, die auf Spenden aus dem Volk angewiesen sind. Belhadsch versucht nicht einmal den Eindruck zu verwischen, dass er von Katar finanziert wird. Sein Propagandamaterial ist in den Farben der staatlichen katarischen Fluggesellschaft gehalten, die sich wiederum an die weiss-lilafarbene Nationalflagge des Emirats anlehnen.

Säkulare Libyer könnten verzweifeln: Bis zum grossen Urnengang bleiben noch achtzehn Tage Wahlkampf, und die Einzigen, die über eine gutgeölte Propagandamaschinerie verfügen, sind die Islamisten. So gesehen, hilft die Kürze des Wahlkampfes einzig und allein den Barträgern. Und der Westen, der letztes Jahr noch Hunderte Millionen Dollars und Euros in die Bombardierung der Gaddafi-Truppen investiert hat, überlässt das Feld jetzt kampfflos den arabischen Ölscheichs. Diese wissen nach den Erfahrungen in Tunesien und Ägypten, wie man Wahlen kauft. ○



CRESTA  
PALACE

*Bergfrühling*

AUFBLÜHEN IM  
ENGADINER BLUMENMEER

Grosser SPA-, Pool-, Beauty- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.  
Wandern, Golfen, Biken, Tennis uvm.  
Zimmer/Frühstück ab CHF 110.– pro Person  
Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen  
Sommersaison 22. Juni–14. Okt. 2012

★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz  
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch  
Elisabeth und Hanspeter Herren



# Zwischen Wäldern und Weinbergen

In der Nähe von Troyes gibt es seit zwanzig Jahren ein Endlager für radioaktive Abfälle. Die Franzosen haben längst bewiesen, dass eine sichere Entsorgung möglich ist – ob mit oder ohne Atomausstieg. Ein Drittel der strahlenden Abfälle stammt aus Medizin und Forschung. *Von Alex Baur*



*Schwächer als die natürliche Umweltstrahlung:* Fässer mit nuklearem Abfall.



*Auch der Champagner kommt aus dieser Gegend:* Endlager Centre de l'Aube.



*Bedenkenlos anfassen:* Tour durch die Lagerräume.

Hans Rudolf Lutz (79) wird im Centre de l'Aube wie ein alter Freund empfangen. Seit das Endlager für schwach- bis mittelaktive Abfälle vor zwanzig Jahren eingeweiht wurde, ist er schon über ein Dutzend Mal mit einer Gruppe aus der Schweiz angereist – Studenten oder Fachleute, oft auch interessierte Stimmbürger, die sich selber ein Bild machen wollen. Meistens verbindet Lutz den Besuch des Endlagers mit Ausflügen in die Umgebung. Denn das Centre de l'Aube liegt, auf halber Strecke zwischen Basel und Paris, in einer anmutigen und geschichtsträchtigen Gegend, aus der unter anderem der Champagner stammt.

Als vormaliger Leiter des AKW Mühleberg und Erbauer des Zwischenlagers in Würenlingen kennt sich der pensionierte Physiker Hans Rudolf Lutz in kerntechnischen Belangen aus wie nur wenige im Land. Doch er hat sich daran gewöhnt, dass sein Wissen bei der offiziell-

len Schweiz im Moment kaum gefragt ist. Atom ist bei den Politikern und Meinungsmachern out, die über unsere Stromzukunft entscheiden; Windräder und Solarpanels sind gerade en vogue. So veranstaltet Lutz halt seine Reisen in die Champagne, um den Menschen am konkreten Exempel begreiflich zu machen: Ihr braucht euch nicht zu fürchten – die Kernenergie ist nicht gefährlich, wenn man es richtig macht. Rund 500 Unentwegte sind ihm über die Jahre gefolgt.

Das Lager, in dem sämtliche schwach- bis mittelaktiven Abfälle von Frankreich zusammengetragen werden – im Schnitt sind das sechs Lastwagenladungen pro Tag –, ist eine denkbar unspektakuläre Ansammlung von Betonblöcken am Rande eines Naturparks. Die Sicherheitsvorkehrungen sind streng. Die Anlage wird an allen Ecken und Enden dauernd auf Strahlung überwacht. Jeder Besucher er-

hält ein Dosimeter. Wichtiger sind allerdings Helm und Sicherheitsschuhe. Denn die Fässer mit dem nuklearen Abfall, die hier in den fensterlosen Hallen eingelagert und danach in Beton eingegossen werden, sind vor allem schwer. Man kann sie aber bedenkenlos anfassen. Die Arbeiter, die mit ihnen hantieren, brauchen sich nicht speziell zu schützen. Die Strahlung, die von den Zylindern ausgeht, ist viel schwächer als die natürliche Umweltstrahlung.

Bei der Strahlung ist es wie beim elektrischen Strom: Es gibt keinen Unterschied zwischen «bio» und «industriell». Wir sind der natürlichen Strahlung tagtäglich ausgesetzt, die bisweilen so hoch ist, dass sie in keinem AKW toleriert würde. Trotzdem ist kaum ein Thema derart mit Mythen, Aberglauben und Unwissen kontaminiert. Kommt dazu, dass in der Schweiz lediglich zwei Drittel der radioaktiven Abfälle aus Atomkraftwerken stammen.

Der Rest kommt aus der Forschung und vor allem aus der Medizin (in Frankreich fällt auch die Kriegsindustrie ins Gewicht). Selbst wenn es keine AKW gäbe, müsste man die Abfälle entsorgen. Es sei denn, man wollte Krebskranke unbehandelt sterben lassen – aus Angst vor virtuellen Krebserkrankungen, die überhöhte Strahlendosen mutmasslich verursachen.

Dazu ein paar Fakten. In Frankreich, wo der Anteil des Atomstroms gegen achtzig Prozent beträgt, fällt jährlich rund ein Kilo radioaktiver Abfall pro Einwohner an. Rechnet man den Rückbau ausgedienter Kernkraftwerke hinzu, sind es rund zwei Kilo nuklearer Abfall pro Kopf. 0,2 Prozent davon sind hochradioaktiv und müssen zusammen mit den zwar schwachaktiven, aber lange strahlenden Abfällen (9,7 Prozent) in Tiefenlagern entsorgt werden. Zum Vergleich: Jedes Jahr fallen für jeden Franzosen 2500 Kilo Industrieabfall an. Erstaunlicherweise ist jener Kehrriech kein grosses Thema, obwohl er oft nicht minder giftige Stoffe enthält, die man leider nicht so einfach mit einem Geigerzähler messen kann.

Anders als viele konventionelle Abfalldeponien verursacht das Endlager keine Emissionen. So gesehen, ist der Standort zwischen Weinbergen und Naturpark optimal.

Radioaktivität ist stets an einen Stoff gebunden. Regenwasser ist die einzige Gefahrenquelle: Es könnte Schadstoffe über die Jahrhunderte auswaschen und ins Grundwasser spülen. Die Abfälle werden deshalb in Beton oder Glas eingegossen und in Stahlbehälter eingeschlossen. Eine weitere Barriere bildet der Beton, der zwischen die Fässer eingespritzt wird. Am Ende entstehen monolithische Blöcke, die auch verhindern, dass Unbefugte auf die Abfälle zugreifen können.

Zu guter Letzt befindet sich unter dem Centre de l'Aube eine natürliche geologische Tonschicht, die kein Wasser durchlässt. Wenn die dreissig Hektar grosse Anlage in mutmasslich sechzig Jahren einmal voll ist, wird man sie mit Humus überdecken und bepflanzen. Von aussen wird man nicht mehr als einen flachen Hügel in der Landschaft erkennen. Die Abfälle sind dann wieder dort, wo man das Uran einst herausgeholt hat: unter dem Boden.

Das geologische Tiefenlager für hochradioaktive und langlebige Abfälle funktioniert nach dem gleichen Prinzip. Die französische Entsorgungsgesellschaft Andra – das Pendant zur schweizerischen Nagra – projiziert in der Region von Meuse/Haute-Marne eine solche Anlage, die 2025 in Betrieb genommen werden soll. Allerdings muss das Tiefenlager Gewähr für 200 000 Jahre bieten. So lange brauchen hochradioaktive und langlebige Abfälle, bis sie auf das Niveau der natürlichen Strahlung ausgeklungen sind. Wie die Schweiz setzt auch Frankreich auf eine undurchlässige Tonschicht, die rund 500 Meter unter der Erdoberfläche liegt. Im sogenannten Opalinuston haben die Forscher Meerwasser

nachgewiesen, das dort seit 200 Millionen Jahren eingeschlossen ist. Daran wird sich in den nächsten 200 000 Jahren nichts ändern. In der Schweiz wurde dieser vom Gesetz geforderte wissenschaftliche Nachweis bereits 2002 erbracht. Das Problem ist nicht technischer Natur. Es sind die zaudernden Politiker, deren Horizont bestenfalls bis zu den nächsten Wahlen reicht, die den Bau des Endlagers stets hinausgeschoben haben.

### Kernenergie auf dem Vormarsch

In Frankreich lässt sich mit dem Atom-Thema kaum Politik machen. Daran hat weder Tschernobyl noch Fukushima etwas geändert. Die neugewählte sozialistische Regierung unter François Hollande hat zwar angekündigt, sie wolle den Anteil des Atomstroms langfristig auf fünfzig Prozent reduzieren. Doch mehr als eine vage Absichtserklärung ist das nicht. Bis mindestens 2017 will Hollande auch das umstrittene AKW Fessenheim am Netz belassen. Es ist wohl kein Zufall, dass seine Amtszeit im selben Jahr ausläuft. Vorläufig wird gebaut, etwa in Flamanville, wo zurzeit ein neues 1600-Megawatt-Kernkraftwerk entsteht.



*Einsamer Rufer in der Wüste: Physiker Lutz.*

Atomare Ängste scheinen den Franzosen fremd zu sein. Das mag mit Arbeitsplätzen und Steuereinnahmen zusammenhängen, von denen die betroffenen Gegenden profitieren. Allerdings sind auch in der Schweiz Kernanlagen bei der lokalen Bevölkerung grossmehrheitlich akzeptiert. Als sich vor gut einem Jahr das Berner Stimmvolk für den Neubau des Kernkraftwerks Mühleberg aussprach – die Regierung erklärte den Volksentscheid nach Fukushima kurzerhand zur Makulatur –, fiel die Zustimmung in der Standortgemeinde mit 61 Prozent Ja-Stimmen besonders deutlich aus. Die Gemeinde Wolfenschiessen, auf deren Gebiet das umstrittene Endlager am Wellenberg entstehen sollte, sprach sich in mehreren Abstimmungen stets für das Projekt aus. Vielleicht ist es ganz einfach so, dass direkt Betroffene sich über Vor- und Nachteile besser informieren.

Das Traurigste an der Geschichte ist, dass es mit der sogenannten Wiederaufbereitung möglich wäre, den nuklearen Brennstoff besser zu nutzen und die Menge der hochradioaktiven Abfälle zu reduzieren. Mit der Verwertung des Plutoniums liesse sich deren Halbwertszeit um den Faktor zehn reduzieren. Doch Öko-Aktivisten, die jedes Jogurt-Deckeli rezyklieren, wehren sich verbittert gegen eine bessere und ressourcenschonende Nutzung des nuklearen Brennstoffs.

Bis 2006 schickten die Schweizer Kernkraftwerke ihre ausgebrannten Brennstäbe ins französische La Hague und ins englische Sellafield zur Wiederaufarbeitung. Seither verbietet das Gesetz das bewährte Recycling. Es war ein Kompromiss der damaligen bürgerlichen Mehrheit mit den linken und grünen Kräften. Es war ein billiger Kompromiss, im wahrsten Sinne des Wortes: Das Recycling rechnete sich beim damaligen Uranpreis ganz einfach nicht. Und ein kurzsichtiger: Die Preise sind inzwischen gestiegen. Die steigende Nachfrage nach Uran – ausserhalb des deutschen und italienischen Sprachraums befindet sich die Kernenergie weltweit nach wie vor auf dem Vormarsch – wird diese Tendenz weiter akzentuieren.

Mit der Brütertechnologie, der vierten Generation von Kernkraftwerken, wäre es möglich, das Uran um ein Vielfaches besser zu nutzen und das langlebige Plutonium zu verwerten. Die wissenschaftlichen Grundlagen sind seit einem halben Jahrhundert bekannt, sie wurden in der Praxis erfolgreich erprobt, etwa im französischen Creys-Malville oder im russischen Belojarsk. Noch sind diese Technologien teuer und mit Risiken behaftet, sie müssten weiterentwickelt werden. Dass man dies nur auf Sparflamme tut, hat vor allem einen Grund: Noch ist es billiger, die schlecht genutzten Brennstäbe vorläufig zu lagern; man kann sie später immer noch rezyklieren.

Noch einfacher ist es, vermeintlich ideale Energieträger zu propagieren, die aus dem Nichts Strom machen und erst noch keine Abfälle verursachen: Sonne und Wind. Man könnte sich allerdings auch fragen, ob es wirklich ein schöner Anblick wäre, wenn die anmutigen Landschaften und Dörfer der Champagne mit Tausenden von Windmühlen und Solarpanelen überstellt würden. Abgesehen davon, dass auch solche Anlagen – zu einem guten Teil als Sondermüll – eines Tages entsorgt werden müssen, lösen sie das Problem nicht. Da die meiste Zeit weder die Sonne scheint, noch der Wind weht, baut man am Ende dann doch wieder Gas- oder Kohlekraftwerke, die, anders als Kernkraftwerke, ihre giftigen Abfälle einfach in die Atmosphäre blasen.

Das ist es, was der rüstige Rentner Hans Rudolf Lutz den kleinen Gruppen von Leuten zu erklären versucht, die ihm zuhören mögen. Manchmal kommt er sich dabei vor wie ein einsamer Rufer in der Wüste. Dabei ist es doch gar nicht so kompliziert. ○

# Griechenland spart

Kostenloses Brot für die Nachbarn, Tauschhandel mit fiktiver Währung und Leben in der Grossfamilie: Die Not hat viele Griechen erfinderisch gemacht. *Von Boris Kálnoky*



*Konsumieren ohne Geldbeutel:* Tauschmarkt in der Hafenstadt Volos.

Anna betreibt eine Bäckerei im Athener Stadtteil Nea Smyrni. Wenn man sie fragt, warum sie manchen Kunden kein Geld abverlangt, wird sie verlegen. «Bitte schreiben Sie nicht darüber, sonst kommen alle. Wissen Sie, so viele Menschen sind arm geworden in den letzten zwei Jahren. Ich kenne jeden hier und weiss, wer das Brot braucht, aber kein Geld hat.»

Die Krise verändert das Land. Der TV-Sender Skai hat in Zusammenarbeit mit 4000 Supermärkten und den Kirchen «soziales Einkaufen» organisiert. Kunden kaufen für die Armen mit ein, diese Naturalspenden werden in Körben gesammelt, «die sich viermal am Tag füllen», sagt Dora Giannakaki, die die Aktion koordiniert. Die Kirchen verteilen die Spenden weiter. Eine Million Kilo Lebensmittel und Alltagsartikel seien bislang zusammengekommen, sagt Frau Giannakaki.

Überall ändern die Menschen ihr Verhalten. In der Nachbarschaft hilft man einander aus, mit kleinen Reparaturen oder unentgeltlichen Dienstleistungen, mit Nachhilfeunterricht für die Kinder oder indem man gemeinsam kocht. Die Grossfamilie mit drei Generationen unter einem Dach ist wieder en vogue. Das spart Miete und Kosten für Lebensmittel.

Viele sind finanziell am Boden, das führt zu Experimenten mit geldlosem Wirtschaften. «Es gibt inzwischen mindestens 40 bis 45 Projekte, an denen Zehntausende Menschen teil-

nehmen», sagt Irene Sotiropoulou, die zu diesem Thema eine Doktorarbeit schreibt.

Ein Beispiel ist die TEM-Organisation in der griechischen Hafenstadt Volos. Hier bieten die Teilnehmer über ein elektronisches Register und auf einem «offenen Markt», das heisst unter freiem Himmel, Waren und Dienstleistungen an. Bezahlt wird in einer fiktiven Währung: mit TEM-Coupons. Ein TEM ist ein Euro. Wer mitmacht, kann sein «Konto» um bis zu 300 TEM überziehen.

## Der Staat hat nichts davon

«Ich fühlte mich befreit», sagt Theodoros, ein arbeitsloser Elektriker, über seinen ersten Einkauf auf dem TEM-Markt. Als er dort Eier, Milch und Marmelade kaufte und in seiner Tasche nach dem Geldbeutel suchte, merkte er, dass er keinen braucht. Auch andere der mittlerweile 900 Teilnehmer sind begeistert: Wer hier seine Dienste anbietet, dessen Arbeit sei plötzlich etwas wert, selbst wenn er in der Euro-Wirtschaft keine bezahlte Arbeit habe. Wenn man im Tausch etwas anbietet, findet man einen Elektriker oder einen Friseur, man kommt zu Kleidern, Brot, Unterricht, Impfungen und ärztlichen Dienstleistungen. Die Coupons werden mittlerweile sogar in den örtlichen Läden als Zahlungsmittel akzeptiert.

Für Ökonomen ist das organisierte Schwarzarbeit, und natürlich hat der Staat nichts da-

von. Andererseits gibt es aber auch weniger Elend und Armut und potenziell weniger Wut auf den Strassen; das Parlament hat solche geldlosen Tauschnetzwerke daher ausdrücklich erlaubt.

Manche Tauschbörsen sind eine reine Internet-Angelegenheit, eine Art Ebay ohne Euros. Da wird nur verschenkt. Xarisetto.gr heisst ein solcher Gratis-Anzeigenmarkt, der mit dem

---

«Gib, was du nicht mehr brauchst, und nimm, was du willst», so lautet die Devise.

---

Spruch «Wirf nichts weg!» wirbt. Die Website gibt 37000 Mitglieder an. Eine regelrechte Welle der Hilfsbereitschaft und der Kreativität schwappt durch Griechenland, da ist neben der Not auch viel Romantik mit im Spiel, und so kommt es, dass die Projekte in der Praxis dann doch etwas anders funktionieren, als die Gründer sich das gedacht haben.

So gibt es etwa im Athener Stadtteil Exarchia eine Art Secondhand-Laden namens Skoros, in dem man nichts bezahlen muss. «Gib, was du nicht mehr brauchst, und nimm, was du willst», so lautet die Devise. Die Gründer sind linke Aussteiger, die die Menschheit vor der Konsumgesellschaft retten wollen.

Viele der Spenderinnen sind christlich orientierte, liebenswürdige ältere Damen, eher konservativ – und die Abnehmer fast nur Migranten. «Die einen geben nur, die anderen nehmen nur, und niemand spendet etwas für die Miete», klagt Nicky, eine der Freiwilligen. Sie will im Juli aufhören, weil sie den Sinn der Sache nicht erkennen kann. «Die Griechen sind noch nicht arm genug, um den Wert dieser Spenden zu erkennen», sagt sie.

Heraklis, der idealistische Gründer des Ladens, will das nicht gelten lassen. «Schau, da sind doch Griechen», sagt er und zeigt auf eine Dame und ihre Tochter. Die Mutter wühlt in den Kleiderständen, die Tochter schaut sich bei den Kinderbüchern um. Wir beginnen ein Gespräch, und bald stellt sich heraus: Sie ist Ungarin und arbeitet als Küchenhilfe, ihr Mann, ein Rumäne, als Wächter im Haus einer reichen griechischen Familie. «Ah, die Griechen», sagt sie, «sie wissen noch nicht, was Armut ist. Aber ich, ich weiss es, ich komme aus einem Land, wo es vor zwanzig Jahren so schlimm war, wie es hier bald sein wird.» Sie will nach Ungarn zurück, weil «es in Griechenland keine Zukunft mehr gibt». ○



Essay

## Zurück in die Zukunft

**Drohen Europa in der aktuellen Wirtschaftskrise ähnlich verheerende Konsequenzen wie in den 1930er Jahren? Renommierete Ökonomen warnen vor einem Rückfall in dunkle Zeiten.**

*Von Tobias Straumann*

An normalen Tagen wird die Ökonomie-Website «VoxEU» von wenigen Lesern besucht. Die Einträge sind informativ, aber für Laien unverständlich. Am 6. April 2009 aber war alles anders. Innerhalb von Minuten wollten Zehntausende den neusten Eintrag lesen. Das System war bald überfordert, der Server brach zusammen.

Was war passiert? Die Wirtschaftshistoriker Barry Eichengreen und Kevin O'Rourke hatten mit drei einfachen Grafiken gezeigt, dass der jüngste Einbruch von Welthandel, Industrieproduktion und Aktienmärkten ähnlich heftig war wie der von 1929 bis 1930. Offenbar hatte nur schon der Hinweis, dass wir in Gewässer wie in den 1930er Jahren geraten seien, eine äusserst alarmierende Wirkung.

Ähnlich grosse Aufmerksamkeit erzeugten Niall Ferguson und Nouriel Roubini kürzlich mit einem Beitrag in der *Financial Times*. «Berlin ignoriert die Lehren der 1930er Jahre», war der Titel ihrer Analyse der Euro-Krise. Einleitend schrieben sie warnend: «Die Deutschen würden gut daran tun, sich zu erinnern, wie eine europäische Bankenkrise zwei Jahre vor 1933 direkt zum Zusammenbruch der Demokratie führte, nicht nur im eigenen Land, sondern auf dem ganzen europäischen Kontinent.»

Wie berechtigt ist der Hinweis auf die Parallelen zwischen heute und damals? Stehen wir vor einer Weltwirtschaftskrise mit all ihren verheerenden politischen Konsequenzen wie in den 1930er Jahren? Bis vor einem Jahr waren die meisten Wirtschaftshistoriker überzeugt, dass das Gespenst der 1930er gebannt sei. Die amerikanische Finanzkrise war zwar gefährlich geworden, konnte aber dank der Notenbanken im Zaum gehalten werden. Nach einem dramatischen Schrumpfungsprozess drehte die Situation im Frühling 2009 schnell wieder.

Seit dem Übergreifen der Euro-Krise auf Italien und Spanien im Sommer 2011 ist diese Zuversicht wieder geschwunden. Ferguson und Roubini haben recht. Die aktuelle Politik der Euro-Länder unter der Führung Deutschlands birgt die Gefahr einer grossen Wirtschaftskrise. Die deutsche Bankenkrise von 1931 ist in der Tat ein lehrreiches Beispiel. Einzig der Hinweis auf die politischen Konsequenzen wirkt nach wie vor übertrieben.

Der Hinweis ist deshalb berechtigt, weil Deutschland in den 1930er Jahren mit den-

selben Problemen kämpfte wie die gefährdeten Euro-Länder: hoher Verschuldung, einem schwachen Bankensystem und einem starren Währungsregime. Die hohe Staatsverschuldung resultierte aus dem verlorenen Krieg und dem durch ausländische Kredite finanzierten Wiederaufbau. Die junge Weimarer Republik stand unter Druck von rechts- und linksextremen Parteien. Mit einer grosszügigen Sozial- und Lohnpolitik versuchten die staatstragenden Parteien die Situation zu entspannen.

Die Schwäche des Bankensystems war ebenfalls die Folge des verlorenen Kriegs und des auf Pump beruhenden Wiederaufbaus. Die Banken liessen sich von der Euphorie der goldenen 20er Jahre anstecken und vergaben freigiebig Kredite. Auch sie hatten viele ausländische Gläubiger, da die inländischen Ersparnisse wegen der Hyperinflation von 1923 nicht mehr ausreichend waren.

### All das hätte nicht passieren müssen, wenn die internationale Kooperation funktioniert hätte.

Das starre Währungssystem hatte hingegen wenig mit dem Krieg zu tun. Der Goldstandard hatte sich bereits in den 1870er Jahren in Westeuropa und Nordamerika durchgesetzt und bis 1914 gut funktioniert. Mit der Rückkehr zur Goldwährung Mitte der 1920er Jahre versuchten die europäischen Länder wieder an diesen Erfolg anzuknüpfen. Im Kontext der Krise schränkte der Goldstandard aber den Manövrierraum der europäischen Regierungen stark ein – ähnlich wie der Euro.

Als Ende der 1920er Jahre eine Rezession aufkam und kurz darauf die Weltwirtschaft schrumpfte, geriet Deutschland in einen Teufelskreis. Um die Auslandsschulden zu bedienen, musste die Regierung einen Handelsbilanzüberschuss erzielen. Mit Sparprogrammen reduzierte sie die Nachfrage nach Importen, und durch das Senken der Löhne und Preise versuchte sie die Wettbewerbsfähigkeit der Exportindustrie zu verbessern. Gleichzeitig brauchte sie ein ausgeglichenes Budget, um das Vertrauen in die Goldwährung zu bewahren. Dazu erhöhte sie mehrmals die Steuern.

Die Wirkungen dieser Politik waren verheerend. Die inländische Nachfrage brach

zusammen, das fragile Bankensystem wurde weiter geschwächt, die politische Radikalisierung nahm zu. Bei den Reichstagswahlen vom September 1930 kam die NSDAP von 2,6 auf 18,3 Prozent der Stimmen. Die Kommunistische Partei (KPD) legte von 10,6 auf 13,1 Prozent zu. Die Radikalisierung wiederum unterhöhlte das Vertrauen in die Währung.

### Die Lehren für die Euro-Krise

Im Sommer 1931 mündete der schleichende Vertrauensverlust in eine grosse Banken-, Schulden- und Währungskrise. Die Regierung schützte die Währung mit strengen Devisenkontrollen, stoppte die Schuldzinszahlungen und fror die ausländischen Guthaben ein. Die Bevölkerung war demoralisiert. Bei den Reichstagswahlen vom Juli 1932 erzielte die NSDAP 37,3 Prozent, die KPD 14,3 Prozent. Damit hatten die Parteien, die offen für eine Abschaffung der Republik agitierten, eine Mehrheit im Parlament. Was nachher kam, wissen wir.

All das hätte nicht passieren müssen, wenn die internationale Kooperation besser funktioniert hätte. Aber weder Frankreich und Grossbritannien noch die Vereinigten Staaten waren vor der deutschen Krise von 1931 zu einem radikalen Schuldenschnitt bereit gewesen. Ihr Entgegenkommen an der Konferenz von Lausanne im Frühsommer 1932 kam zu spät.

Daraus lässt sich eine klare Lehre für die Euro-Krise ableiten. Die Beruhigung der Lage wird nur gelingen, wenn die Gläubiger mehr Verantwortung übernehmen und ihren Handlungsspielraum nutzen. Erstens müssen sie ihre Banken rekapitalisieren, notfalls über eine temporäre Verstaatlichung. Zweitens müssen sie Hand bieten zu weiteren Schuldenreduktionen in Irland und Südeuropa. Und damit die Währungsunion langfristig funktioniert, müssen sie einen Teil der Fiskal- und Finanzpolitik zusammenlegen. Denn es gibt kein historisches Beispiel einer funktionierenden Währungsunion ohne Fiskalunion.

Werden die Gläubiger diesmal rechtzeitig handeln? Wir wissen es nicht. Die deutsche Krise von 1931 zeigt, dass es der Politik ausserordentlich schwer fällt, präventiv zu handeln. Wir sind deshalb gut beraten, auch die schlimmsten Szenarien vor Augen zu haben.

**Tobias Straumann** ist Wirtschaftshistoriker und Privatdozent an der Universität Zürich.

# Tatsächlich Liebe

Das Verhältnis zwischen Schweizern und Deutschen sei angespannt, heisst es. Die Heiratsstatistik zeichnet ein anderes Bild: Deutsche Frauen und Männer sind in der Schweiz als Ehepartner begehrt. Sehr sogar. Was macht den besonderen Reiz aus? Von Denise Jeitziner und Arifé Aksoy (Illustration)







«Sind Sie wirklich sicher, dass Sie eine Deutsche heiraten wollen?» Das wurde Ruedi\* im denkbar unpassendsten Augenblick gefragt: Er und seine Ulrike\*

waren bereits auf dem Standesamt, die Eheringe waren zum Überstreifen bereit. Ruedi liess sich vom Schweizer Standesbeamten nicht verunsichern und heiratete seine Ulrike. Fast vierzig Jahre ist das her, verheiratet sind sie immer noch.

Deutsche und Schweizer – das passt, eigentlich. Wir sprechen mehr oder weniger dieselbe Sprache, schauen hüben wie drüben «Tatort» oder «Germany's Next Topmodel», kaufen sogar in denselben Geschäften ein, seitdem der Euro-Kurs so tief ist. Die Stimmung zwischen den zwei Ländern war aber auch schon besser, zumindest wenn man den Medienberichten glaubt.

Rund 280 000 Deutsche leben heute in der Schweiz, mehr als doppelt so viele wie noch vor zehn Jahren. So direkt wie der damalige Standesbeamte sind Schweizer heutzutage jedoch selten. «Wir Schweizer brummen lieber etwas in unseren Bart hinein, statt Klartext miteinander zu reden», sagt die Bernerin Annett aus Buswil bei Büren. Auch sie wird bald vor einem Standesbeamten stehen: Am 20. Juli heiratet sie Christian aus Lübeck in Norddeutschland. Kennengelernt haben sich die beiden in einem Hotel im Berner Oberland, wo der 22-jährige Maler und Lackierer ein paar Monate arbeitete.

Die herzliche norddeutsche Art dieses jungen Mannes faszinierte die fröhliche Bernerin sofort, selbst den Dialekt fand sie sympathisch. «Bloss mit der direkten Kommunikation muss man lernen umzugehen. Aber die meinen das nicht böse.» Immerhin würden sie auch ihre Freude viel stärker ausdrücken. Als die 31-Jährige ihren Freund das erste Mal daheim in Lübeck besuchte, wurde sie von allen in den Arm genommen: «Ich hatte die meisten noch nie zuvor gesehen und dachte: «Was ist denn hier los?»», erzählt sie und muss heute noch darüber lachen.

Ein Blick auf die Heiratsstatistik zeigt: So schlecht, wie oft gesagt wird, kann es um das deutsch-schweizerische Verhältnis nicht stehen. Dass aus schweizerisch-deutschen Bekanntschaften Liebe wird, kommt immer häufiger vor. Zwar heiraten über 70 Prozent der Schweizer bevorzugt Schweizerinnen, unter den ausländischen Ehefrauen sind deutsche jedoch mit Abstand am beliebtesten. Im Jahr 2010 heirateten 3,5 Prozent der Schweizer Männer eine Deutsche, total 1050 Mal, weit häufiger als eine Brasilianerin (548) und eine Italienerin (464 Mal). Vier Jahre zuvor war es noch ein Drittel weniger.

Auch deutsche Männer sind als Ehepartner begehrt: 913 Hochzeiten gab es im Jahr 2010. Beliebter waren nur noch die Bräutigame aus Italien (1045).



Auch die Deutschen hierzulande heirateten 2010 viel häufiger Schweizerinnen (913) und Schweizer (1150) statt Landsleute (608).

«Es liegt in der Natur der Sache, dass man in einer Beziehung das sucht, was man selber nicht hat», sagt die Paarberaterin Gerti Saxer aus Rorschach, die häufig Paare berät, bei denen die Partner aus unterschiedlichen Ländern kommen. Andere Charaktereigenschaften können da reizvoll, ja sogar erstrebenswert sein.

«Ein Deutscher? Auf keinen Fall!» Davon war die 30-jährige Melina aus Zürich überzeugt – bis sie sich in einen verliebte. Seit 2009 ist sie mit dem 31-jährigen Oliver aus Singen verheiratet. Es war Frühling 2006, als Melina ihre Ferien im Club «Aldiana» auf Zypern verbrachte – «Urlaub unter Freunden» heisst das Motto dort. Der sympathische Oliver, der vorübergehend als Tennislehrer dort arbeitete, entwickelte sich bald zu mehr als einem Freund. «Der ist ja gar nicht so anders als wir», dachte die Zürcherin. Ausgerechnet sie, die mit ihren Freunden immer über diese Deutschen gelästert hatte. Warum genau, weiss sie nicht mehr, «alle taten es einfach».

Wie bei jedem binationalen Paar stellte sich auch bei Oliver und Melina irgendwann die Frage: «Zu dir oder zu mir?» Lange mussten sie nicht überlegen, und nach einem halben Jahr Beziehung zog er nach Zürich. «Für ein junges Paar ist die Schweiz aus finanzieller Sicht ganz klar attraktiver», sagt die Primarlehrerin. Oliver arbeitet als Osteopath.

### Deutsche Frauen haben es schwerer

Florian aus München kam ebenfalls der Liebe wegen in die Schweiz, genauer gesagt nach Ostermündigen im Kanton Bern. Seine Freundin Ariane hatte der 32-Jährige vor sieben Jahren kennengelernt, ebenfalls in einem Hotel auf Zypern. Sie sahen sich, und es machte klick. Die Schweiz kannte Florian damals nur vom Hörensagen. Vorurteile: keine. «Zum Glück sind auch ihre Eltern liberal», witzelt er. Die ersten Male war er es, der seine Freundin in der Schweiz besuchte, «wie das halt so ist, muss der Mann am Anfang mehr Effort leisten». Nach dreieinhalb Jahren Fernbeziehung liess er die Heimat hinter sich, nicht sie. «Eigentlich galt es von vornherein als gesetzt, dass ich in die Schweiz kommen muss – oder darf», sagt Florian. Denn als Kleinkinderzieherin mit eigener Krippe hätte Ariane in München wieder bei null beginnen müssen und viel weniger verdient.

Er hatte schon früher mit einem Auslandsaufenthalt geliebäugelt. «Bloss dachte ich eher an Australien oder die USA.» Jetzt ist er halt in der Schweiz und fühlt sich so wohl wie in München, trotz der FC-Bayern-Sticheleien, die er immer wieder zu hören bekommt. Dass er direkt in Arianes Freundeskreis aufgenommen wurde, sei ein grosser Vorteil gewesen. Und zu wissen, dass sie mit ihm nach München käme, helfe auch.

«Wenn einer in das Land des Partners auswandert, entsteht immer eine Schiefecke im Machtgleich», gibt die Paarberaterin Gerti Saxer zu bedenken. Der Einheimische habe einen Informationsvorsprung und ein soziales Netz und müsse deshalb Türöffner für den Partner sein. Gemäss Gerti Saxer haben es deutsche Frauen in der Schweiz schwerer als deutsche Männer. Der Hauptgrund liege in den unterschiedlichen Familienmodellen. In Deutschland sei es normal, dass Frauen berufstätig seien und die Kinder fremdbetreut werden, in der Schweiz sei dies zumindest auf dem Land nicht selbstverständlich. «Für deutsche Männer ist es meist kein beruflicher Rückschritt, in die Schweiz zu kommen, für Frauen dagegen oft schon.» Viele kämen mit der falschen Vorstellung in die Schweiz, dass hier die Betreuungsstrukturen gleich seien wie in Deutschland.

Die 55-jährige Christina aus Erfurt hat ihren späteren Mann, einen Schweizer, 1988 in der DDR kennengelernt, als die Berliner Mauer noch stand. Er habe sich sehr um sie bemüht, erzählt sie heute. Eines Tages entschied Christina, ihm in die Schweiz zu folgen, ohne zu ahnen, was alles auf sie zukommen würde. Sie musste zuerst heiraten und zudem von allen Familienmitgliedern eine schriftliche Erlaubnis einholen, um ausreisen zu können. «Selbst mein Ex-Mann musste unterschreiben. Hätte er sich quergestellt, hätte ich bleiben müssen», erzählt Christina, die aus dieser ersten Ehe eine kleine Tochter hat. Kaum war sie in Bern, begannen die Probleme.

Christina musste sich ihren Platz hart erkämpfen, suchte Arbeit, «denn ich habe immer gearbeitet», was für ihren Schweizer Mann ungewohnt war. Sie wollte unter die Menschen, spontan Freunde treffen, so, wie sie es von daheim kannte, er wollte lieber zu Hause bleiben. Sieben Jahre später ging die Ehe in die Brüche. Dass der Mentalitätsunterschied daran schuld gewesen sei, glaubt sie aber nicht. Inzwischen lebt Christina in Bern, hat ausschliesslich Schweizer Freunde, fühlt sich eher schweizerisch als deutsch und hätte, wenn schon, lieber wieder einen Schweizer Mann, auch wegen des schönen Dialektes. «Die Deutschen sind laut, sprechen ständig nur über sich, statt auch mal zuzuhören.»

Was haben denn Deutsche, was Schweizer nicht haben und umgekehrt? Während die befragten Paare kaum Unterschiede festmachen wollen, finden sich in Single-Foren viele pointierte Aussagen. Eine 39-jährige Deutsche schreibt, dass es «eklatante Unterschiede» gebe, das beginne schon beim Dating. «Flirten ist hier in der Schweiz fast nicht mög-



# Jetzt exklusiv für Weltwoche- Leser!



Als Abonnent/-in  
der Weltwoche  
jetzt TV-Star

**CHF 60.-**  
günstiger.

## TV-Star – Ihre Schweizer Fernseh-Stars

- Das topaktuelle und übersichtliche TV-Programm mit täglich 60 Sendern.
- Tagestipps und Film-Highlights mit Bewertungen der eigenen Redaktion.
- Vielfältiger Magazinteil: alles über die TV- und Showszene.
- Originelle Kolumnen, grosser Rätselteil.

Jetzt bestellen und  
CHF 60.- sparen:  
Telefon 043 444 57 01

**DIE WELTWOCH**  
**TVstar**



lich.» Deutsche seien da viel schlagfertiger, selbstbewusster und direkter. Eine Schweizerin pflichtet ihr bei: «Deutsche sind aufgeschlossener, oft einfach warmherziger und beziehungsstauriger.» Schweizer würden sich weniger binden wollen. In einem anderen Forum ist zu lesen, dass deutsche Frauen weniger zickig seien, offener und «vor allem» bereit, an den Wohnort des Mannes zu ziehen. Ein Schweizer schwärmt, dass Deutsche auf eine unaufdringliche Art «enorm selbstbewusst und zugleich sehr weiblich» seien und sie die männlichen Schweizer mehr schätzten als die deutschen Softies. Und eine Deutsche mag «die Herrschaften aus der Schweiz», da diese weniger spiessig, sehr freundlich und locker seien.

«So, so,, hast du dir eine reiche Schweizerin geangelt, du machst es richtig», bekam Oliver aus Singen von seinen Freunden in Deutschland zu hören, als er nach einem halben Jahr Beziehung zu seiner Freundin zog. Melina hörte genau das Gegenteil. «Ein Deutscher! Ausgerechnet!» Früher hätte sie wohl ähnlich reagiert. Heute findet sie an Oliver toll, dass er und seine Landsleute so offen sind. «Wenn wir an einer Party sind, kommen wir garantiert als Erstes mit den Deutschen in Kontakt.» Davon könnten die Schweizer noch viel lernen. «Deutsche sind direkter und sagen, was sie denken. Schweizer mögen es nicht so, wenn man mit der Tür ins Haus fällt», weiss Oliver.

### «Wie hältst du das bloss aus?»

Bei Florian aus München fielen die Reaktionen ein wenig anders aus. «O mein Gott, wie hältst du es da bloss aus?», fragten die einen besorgt. Und andere: «Traust du dich noch auf die Strasse?» Doch Florian kann seine Freunde daheim beruhigen. Noch keine einzige negative Erfahrung habe er bislang gemacht, genau wie Oliver. Ausser, dass dem Wahlzürcher während der vergangenen Fussball-Weltmeisterschaft die deutschen Fähnlein vom Auto gerissen wurden. Dieses Mal verzichtet er darauf.

Auch der künftige Bräutigam Christian bekam eine gewisse Abneigung gegen Deutsche mehrmals zu spüren. «Das Gefühl, in der Schweiz nicht willkommen zu sein und mit seiner Sprache arrogant zu wirken, ist fest in ihm drin», sagt die Bernerin Annett. Auch das ist ein Grund, weshalb sie nach der Hochzeit zu Christian nach Norddeutschland zieht.

Der 41-jährige Matthias dagegen denkt nicht daran, wieder zurück nach Hamburg zu ziehen, wo er zehn Jahre lang gewohnt hat. Vor acht Jahren kam er nach Luzern, allerdings nicht der Liebe, sondern eines guten Jobs bei einer Versicherungsgesellschaft wegen. Seine Frau, eine «echte Schweizerin», lernte er im Ausgang kennen. «Es hat eine Weile gedauert,

bis sie akzeptierte, dass wir zusammengehören», sagt er trocken und weiss, womit er aneckt. «Ein Deutscher sagt sofort, wenn ihm etwas nicht passt, egal, ob der andere sich verletzt fühlt oder nicht. Die meisten Schweizer können dies nur schlecht vertragen.» An seine direkte Art musste auch seine Frau sich erst gewöhnen. Das eine oder andere Mal sei sie geschockt gewesen, schätze inzwischen aber seine Ehrlichkeit und sei heute entspannter. «Und ich halte dafür lieber mal die Klappe.» Auf der anderen Seite schätzt er, dass «die Schweizer länger brauchen, bis sie Entscheidungen fällen, und daher nicht so sprunghaft sind». Auch in einer Beziehung ist dieses Beständige ziemlich praktisch.

Sich zurückzunehmen, ist genau das, was auch die Paarberaterin Gerti Saxer empfiehlt bei Paaren, bei denen der eine direkt seine Meinung äussert, während der andere nicht beleidigend sein will und Konflikten lieber aus dem Weg geht. «Der aktivere Streiter sollte sich etwas zurücknehmen, damit sich der andere nicht überfordert zurückzieht.» Viel prägender als das Land, in dem man aufgewachsen ist, sei jedoch die familiäre und soziale Umgebung. «Ob jemand konfliktfähig ist, hat nichts mit der Nationalität zu tun.»

Das finden auch die befragten Paare. Dass die Partner in unterschiedlichen Ländern aufgewachsen sind, hat keinen negativen Einfluss, im Gegenteil. Mit kleineren oder grösseren Unterschieden werden jedoch alle betroffenen Paare irgendwann konfrontiert. Meistens handle es sich jedoch bloss um sprachliche Missverständnisse, betont die Zürcherin Melina. «Zu Beginn hat Oliver zu allen ‹Tschüs› gesagt, auch zu Fremden. Ich habe mich so geschämt!» Heute lachen die beiden darüber. Ähnlich klingt es bei Florian aus Bern, der sich als «ein bisschen lauter» bezeichnet. Ariane schätzt an ihm, dass er so offen und direkt ist, und er schätzt an ihr, dass sie «keine typische Schweizerin» ist.

«Wichtig ist, dass man sich der Mentalitätsunterschiede bewusst ist, auch wenn man glaubt, es gebe keine; was zwischen Deutschen und Schweizern oft der Fall ist», weiss die Paarberaterin Gerti Saxer. Die künftige Braut Annett findet es hilfreich, dass ihr Freund Christian bereits in der Schweiz gelebt hat. «Ich bin froh, dass er weiss, wie die Schweizer ticken. Das hilft ihm, mich zu verstehen.» Besonders jetzt, da die beiden mitten in den Hochzeitsvorbereitungen stecken und kulturelle Unterschiede sich überall bemerkbar machen. «Bei uns gibt es zum Beispiel einen Apéro nach der Trauung, bei den Deutschen Kaffee und Kuchen», sagt Annett, «aber me chunt guet z Schlag.»



\*Namen geändert

# Dreissig Tage zu leben

Alle Ärzte waren sich einig, die Diagnosen eindeutig: Zwei Herz-Arterien seien blockiert. Man gab mir noch einen guten Monat zu leben. Ich begann, über mein Leben nachzudenken. *Von Paulo Coelho*

Der Tod ist eine schöne Frau, immer an meiner Seite. Ich weiss, eines Tages wird sie mich küssen. Sie ist eine Begleiterin, die mich daran erinnert, nichts auf später zu verschieben – «Tu es jetzt, tu es jetzt, tu es jetzt.» Ihre Stimme ist nicht drohend, nur beharrlich. Es kommt, sagt sie, nicht darauf an, wie lange ich lebe, sondern wie ich lebe. Ich war einmal in der Mojave-Wüste gestrandet, die Wasservorräte gingen zur Neige, und ich hatte keinen dieser Ratgeber gelesen, die einem erklären, wie man unter solchen Bedingungen überlebt. Einmal verirrte ich mich beim Bergwandern in den Pyrenäen. Beide Male glaubte ich, dass ich es nicht mehr schaffen würde, aber es ging gut aus.

Vor fünf Monaten liess ich einen medizinischen Check-up machen. Von allein wäre ich nie darauf gekommen, eine gute Freundin hatte mich eindringlich darum gebeten. Ihr Vater war gerade gestorben, nun beschwor sie alle ihre Freunde, eine Herzuntersuchung machen zu lassen. Ich sagte: «Ich bin doch kein Hypochonder.» Sie bestand trotzdem darauf. Also meldete ich mich zu einem Belastungs-EKG an, bei dem man sich auf einem Ergometer abstrampelt.

«Herr Coelho», sagte der Arzt, «Sie haben noch dreissig Tage zu leben. Zwei Arterien sind blockiert.» Ich sagte: «Was?» Und dann: «Sind Sie sicher? Ich spüre nichts.» «Es ist ein schleicher Herzinfarkt», sagte der Arzt. «Diese beiden Arterien sind zu neunzig Prozent verstopft.» Ich erwiderte, dass ich rasch noch ein, zwei andere Ärzte konsultieren wolle. Es war jedes Mal das gleiche Ergebnis. Bei derart verstopften Arterien würde ich in einem Monat sterben. Zwei Tage später hatte ich einen Termin. Alles hinge davon ab, was die Untersuchung ergeben würde. Der Chirurg würde entscheiden, ob eine Angioplastie, also eine Erweiterung der Arterien mittels Ballonkatheter, oder ein Bypass erforderlich wäre – wenn mir überhaupt noch zu helfen sei.

Einen ganzen Tag, den 29. November, sass ich mit dem Tod zusammen. Als Christ glaube ich, dass mich das Lamm Gottes nicht fragen wird: «Wie viele Sünden hast du begangen?», sondern: «Wie sehr hast du geliebt?» Ich empfand eine tiefe Dankbarkeit, dass ich die letzten 33 Jahre mit meiner Frau Christina hatte teilen dürfen. Nicht viele Menschen finden die Liebe ihres Lebens. Mir war dies vergönnt. (Ich brauchte allerdings vier Ehen, um sie zu finden.) Christina und ich haben Liebe in ihrem tiefsten Sinn erfahren, dieses Gefühl von Vertrautheit und Hingabe. Ja, ich habe wirklich geliebt.

Habe ich gelebt? Ich gehöre zu den Baby-boomern und habe alles mitgemacht – Sex, Drogen, Rock 'n' Roll. Ich war ein Hippie, ein Aussteiger, ein grosser Kummer für meine Eltern. 1974 wurde ich von der brasilianischen Militärregierung wegen «subversiver» Aktivitäten verhaftet. Ich hatte diese verrückten Jahre überlebt und am Ende beschlossen, das zu tun, was mir wirklich wichtig war: Ich wurde Schriftsteller. Ich habe oft gezweifelt, wenn mir jemand sagte: «Von der Schriftstellerei kann man nicht leben.» Aber ich spürte, dass es nicht ums Geldverdienen ging. Mir ging es darum, wie ich leben wollte.

## Als ich aus der Narkose erwachte

Es gibt zweierlei Schriftsteller – diejenigen mit einer ausgeprägten Fantasie, wie Proust oder Joyce, und solche, die die Dinge erst erleben müssen, um darüber schreiben zu können, wie Hemingway und Baudelaire. Ich muss meine Themen erfahren haben. Mein erstes Buch habe ich mit vierzig geschrieben – in einem Alter, in dem andere daran dachten, kürzer zu treten, fing ich ein neues Leben an. Das Buch hiess «Auf dem Jakobsweg».

Ich schreibe noch immer. Wenn es nur ums Geld gegangen wäre, hätte ich vor fünfzehn Jahren aufgehört, mit dem «Alchimisten». Das Schreiben ist meine Berufung, etwas, was ich mit aller Energie und Hingabe tue. Am

29. November dachte ich also: «Ich habe Liebe erfahren, ich habe alles getan, was ich tun wollte, ich habe meinen Auftrag erfüllt, mein Glück gefunden. Wenn ich morgen sterbe, werde ich mit Freude aus dieser Welt gehen.» Im Grunde hat es nichts damit zu tun, ob man an ein Leben im Jenseits glaubt. Jeder will dem Tod mit Anstand und Würde begegnen.

Offensichtlich – ich schreibe gerade diese Zeilen – bin ich nicht gestorben. Die Katheteruntersuchung ergab, dass drei Arterien total verstopft waren. Der Arzt öffnete sie mit Hilfe eines Ballons und legte drei Stents, kleine Metallröhrchen, die die Arterien offen halten. Als ich aus der Narkose erwachte, sagte er: «Übermorgen können Sie Golf spielen.» Ich sagte, dass ich mehr auf Bogenschiessen stünde.

Seitdem führe ich mein Leben wie gewohnt weiter. Ich halte allerdings eine Art Diät. Ich habe auch ein GPS dabei, wenn ich in den Bergen unterwegs bin, sicherheitshalber. Meine Frau und ich unternehmen viele Bergwanderungen. Manchmal frage ich mich, wo ich jetzt wäre, wenn diese Freundin mich nicht benötigt hätte, zum Arzt zu gehen. Christina und ich steigen weiterhin Berghänge hinauf, aber inzwischen behalte ich die Koordinaten im Auge, nur für den Fall, dass wir uns verlaufen.

Aus dem Englischen von **Matthias Fienbork**.  
Dieser Artikel erschien zuerst in *The Spectator*.



«Ja, ich habe wirklich geliebt»: Autor Coelho.



«What is Volksmusik?»: Überblondine Pamela Anderson in Zürich.



## Auf dem Grill

Von Daniele Muscionico  
und Vera Hartmann, 13 Photo (Bild)

Es ist Grillsaison. Und die Dame links im Bild hat sich das tollste Teil gekapert. Was heisst Teil? Stücke dreier hat sie da auf dem Rost: Pancho und Lefty samt deren Besitzerin, der Überblondine. Wer Pancho und Lefty sind? So heissen die Boys im Folksong von Townes Van Zandt. Und nach ihnen nennt die Dame rechts ihre Einnahmequelle, die beiden Hübschen an ihrer Seite. Ihre getunten Atom-busen.

Die Überblondine war in Zürich. Am Busen der Natur sozusagen, von ihr aus gesehen, der tollsten Rettungsschwimmerin aller Zeiten, Mrs Barb Wire aus Malibu. Mrs Barb Wire führt heute im Grunde ein langweiliges Leben. Sie verkneift sich das Busenblitzen, wenn ihre Kinder noch wach sind, und kocht gerne vegetarisch. Nicht, dass sie das auch essen würde, denn ihre Zähne sind ja bereits vor dem Essen, statt damit zu essen, geputzt. Mrs Barb Wire liebt ihre Zahnpasta-Diät. Wenn sie nicht Zahnpaste isst, tritt sie in Zaubershows und Schlagershows auf und spricht dort ihre Textzeilen perfekt auswendig. Unvergessen bei Carmen Nebel: «What is Volksmusik?»

Dass sie anlässlich dieses Bildes einen Abend lang in Zürich war, muss man in diesem Fall ganz einfach glauben. Auch wenn es der Fotografin nicht geglückt ist, den Beweis zu erbringen und das Grossmünster mit ins Bild zu packen. Auch ohne ist es huckevoll, und sogar die Zugereiste hat kaum ordentlich Platz in dem Gedränge.

Es ist Grillsaison. Die Stunde für scharfe Fragen. Und weil dieses Bild aussieht wie ein Screenshot eines Videos, bringt die *Weltwoche* hier exklusiv – und frei erfunden – den O-Text zum O-Bild:

«Stimmt es, dass Sie nach Zürich direkt in die Ukraine fliegen werden?»

«What is Ukraine?»

«Sie werden sich dort für die Gruppe Femen einsetzen, hört man aus ukrainischen Geheimdienstkreisen.»

«?»

«Irina Puschikowna erklärte, dass Sie die feministische Weltrevolution mit unterstützen wollen und für Femen den Uefa-Präsidenten Michel Platini mit einer Guerilla-Erotik-Aktion sexuell attackieren werden.»

«What is Michael Platini?»

«Fürchten Sie nicht, dass Ihre Tarnung auf-fliegen wird? Ich meine, Sie tragen Ihre Waffen ziemlich offen.»

«?»

«Pamela Anderson, wir danken Ihnen für das wunderbare Gespräch.»

### Belletristik

- 1 (1) **Donna Leon:** Reiches Erbe (*Diogenes*)
- 2 (2) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand (*Carl's Books*)
- 3 (3) **Karen Rose:** Todesherz (*Droemer Knaur*)
- 4 (4) **Nicholas Sparks:** Mein Weg zu dir (*Heyne*)
- 5 (5) **Franz Hohler:** Spaziergänge (*Luchterhand*)
- 6 (6) **Jussi Adler-Olsen:** Das Alphabethaus (*DTV*)
- 7 (9) **Viveca Sten:** Die Toten von Sandhamn (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 8 (7) **Martin Walker:** Delikatessen (*Diogenes*)
- 9 (10) **Rachel Joyce:** Die unwahrscheinliche Pilgerreise des Harold Fry (*Krüger*)
- 10 (8) **Sarah Lark:** Die Tränen der Maori-Göttin (*Bastei Lübbe*)

### Sachbücher

- 1 (1) **Philippe Pozzo di Borgo:** Ziemlich beste Freunde (*Hanser*)
- 2 (3) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 3 (5) **Jamie Purviance:** Weber's Grillbible (*Gräfe und Unzer*)
- 4 (2) **Thilo Sarrazin:** Europa braucht den Euro nicht (*DVA*)
- 5 (-) **Kurt Lauber:** Der Wächter des Matterhorns (*Droemer Knaur*)
- 6 (6) **Christoph Fasel:** Samuel Koch – Zwei Leben (*Adeo*)
- 7 (8) **Pierre Dukan:** Die Dukan-Diät (*Gräfe und Unzer*)
- 8 (-) **Daniel Kahneman:** Schnelles Denken, langsames Denken (*Siedler*)
- 9 (7) **Militärchuchi** (*Fona*)
- 10 (9) **Ueli Bernold:** Grill-Ueli (*Fona*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Robert Wilson

Das grossartige Gastspiel des US-Regiemeisters Robert Wilson letzte Woche im Theater Basel zeigte wieder einmal auf, zu was Theater fähig ist. Sein Epos «The Life and Death of Marina Abramovic» ist ein düsterer Abend voller Pathos, starken Bildern, eindringlicher Musik. Ein knapp dreistündiger Rausch, der tief ins Innere eindringt. Weshalb sind solche Erlebnisse im hochsubventionierten deutschsprachigen Theater so rar? Drei Erkenntnisse aus dem Abend: 1. Die hiesigen Regisseure haben Hemmungen, die Macht grossangelegter Bilder auszuspielen. 2. Die unsägliche Mode, bei den Schauspielern auf zerbrechliche Stimmen und schlaffe Körper zu setzen, hat die deutschsprachigen Bühnen voll im Griff. 3. Man hat zu sehr Abschied genommen von der Körperlichkeit, dem Spiel mit den Masken – also dem, was Theater ausmacht.

Wilson kann und soll man nicht kopieren. Von ihm lernen aber schon. (rb)

# Kein Wort zu viel

**Autoren, die sich mit der deutschen Vergangenheit beschäftigen, gibt es viele. Einer sticht heraus: Ralf Rothmann. Sein neues Buch, «Shakespeares Hühner», ist ein Meisterwerk. Von Pia Reinacher**

Was für eine Zartheit und Kraft in diesen Sätzen. Ralf Rothmanns neue Erzählungen, «Shakespeares Hühner», sind reines Lesevergnügen – kleine Inseln der Poesie der Erotik, des Zeitgeistes, der historischen Bewusstwerdung. Dass der 1953 in Schleswig geborene Schriftsteller zu den wichtigsten deutschsprachigen Erzählern gehört, muss man angesichts dieser neuen Prosastücke gar nicht mehr beweisen. Rothmann liefert die Zutaten, die fesselnde Literatur ausmachen: den illusionslosen Blick; die Sprache voller Schattierungen und Zwischentöne; die robuste literarische Gestaltungskraft. Bei ihm geht es immer um die letzten Themen: um Liebe und Tod, Hass und Rache, Leidenschaft und Niedertracht.

Am imponierendsten führt Rothmann dies in der zweitletzten seiner acht neuen Erzählungen vor: «Der Hunger der Vergesslichkeit». Sie ist zugleich ein Höhepunkt dieser Sammlung. Dr. Wagner, ein bis zur Wende leitender Beamte in der Aussenhandelsmission der DDR, hat sich bei der Tante des Erzählers eingemietet. Den kläglichen Rest seines Pensionärslebens vertreibt er sich mit dem Schreiben eines Buches über den Bezirk Köpenick. So gehorsam sein Funktionärsleben, so eisern seine Disziplin bei der Aufarbeitung der Vergangenheit. Schon frühmorgens findet der Ingenieur jeweils den alten Mann, wie er auf der Schreibmaschine herumhämmert, Blatt für Blatt die deutsch-deutsche Kriegs-Vergangenheit beleuchtend. Zwischen dem bei der Tante nach der Scheidung eingemieteten Neffen und dem DDR-Beamten entwickelt sich eine skurrile Beziehung. Eine grimmige Verständigung wider Willen, der Not des engen Zusammenlebens gehorchend. Der Mann trägt keine Socken, dafür Wollwesten und ärmellose Pull-over. Der Kragenknopf seiner Hemden ist stets geschlossen. Der Schrägstrich seines Mundes verkündet lauthals, dass er nicht einen Funken von Humor besitzt. Eines Tages wird er herzkrank. Der Neffe, der sich widerwillig um ihn kümmert, kommt mit ihm ins Gespräch.

Was Ralf Rothmann jetzt vorführt, ist die abgründige Aufarbeitung deutscher Kriegsvergangenheit. Was zeigt er? Die Rebellion der Söhne gegen die Väter. Das gelingt ihm, ohne die Ambivalenz der Gefühle einzuebannen, den Hass zu verschweigen oder Opfer- und Täterpositionen zuzuweisen. Ein literarisches Kunststück, das ihm erst einer nachmachen muss. Natürlich leugnet der Alte, zur Stasi gehört zu haben. Natürlich wollte er nur «das Beste».

Natürlich hat er nur im Dienste des Vaterlandes gehandelt, der DDR, welche die Gräueltaten der Nazis rächen «musste», damit sie sich nicht wiederholten. Als die Faschisten 1933 an die Macht kamen, hätten SA-Trupps Strasse um Strasse kontrolliert, die Leute aus den Häusern geholt, Kommunisten, Sozialisten, Gewerkschafter, Liberale, und die ersten Juden verprügelt und ermordet. So erklärt er dem Jüngeren. Auch sein Vater sei damals umgekommen.

Allerdings: Er betreibt Geschichtsklitterung, zur eigenen Entlastung, genauso wie heute – kommentiert der Erzähler zynisch – viele andere ehemalige Stasis sich inzwischen gerne als Widerständler oder Unbeteiligte darstellten. Nur: Wagners Vater war in Wahrheit ein alter Nazi, der beim Versuch, einen Musiker umzubringen, selbst erschossen wurde. Rothmann korrigiert den Lügen-, Vertuschungs- und Entlarvungsdisput der beiden nicht. Er lässt ihn einfach stehen – ein umso schärferes historisches Sittenbild.

### Die tröstende Kraft des Gedichts

Natürlich schöpft dieser Autor immer wieder aus der eigenen Biografie. Schon der Erstling, das Lyrikbändchen «Kratzer» (1984), thematisiert die Verletzungen der Kindheit: eine Folge der autoritären Instanzen, die das Kind beschädigten. Die Jugend verbrachte er in Oberhausen. Der Vater war im Bergbau als Kohlenarbeiter tätig. Bevor er Schriftsteller wurde, versuchte sich Ralf Rothmann als Maurer, Koch, Krankenpfleger und Drucker. Ein biografischer Irrweg, würde man meinen. Das Gegenteil ist der Fall. Erst die handfesten Erfahrungen ermöglichen ihm die präzise Darstellung der Menschen, wie sie sind: oft grausam, hart, heuchlerisch, dumm und verlogen.

Die Lyrik aber ist diesem Schriftsteller immer auch Fluchtort. Noch in der Erzählung «Sterne tief unten» variiert er die alten Obsessionen und Fluchtbewegungen neu. Leichen muss der Hilfspfleger Oswald Gabriel im Klinikum am Westkreuz ins Kühlhaus abtransportieren – eine Arbeit am untersten Ende der Spitalhierarchie, im Schatten des lebendigen Lebens. Dass er einen einsamen, weinenden Jungen, der sich in die Gewölbe der pathologischen Unterwelt verirrt, plötzlich mit kleinen, leisen Gedichten tröstet, mit winzigen, luftigen Reimgebilden, die von Tieren handeln und sich lustig reimen, zeigt dann die andere Seite: eine starke, tröstende Kraft, die Rothmann den zerstörerischen Impulsen entgegengesetzt.



Wie macht er das nur?: Erzähler Rothmann.

«Man kann das alles mit Gedichten machen», sagt Oswald einmal lapidar zum Kind. Was er damit meint: sich selber trösten angesichts der Niedertracht des Lebens. Es ist, wie wenn sich der Erzähler verdoppelt und sich die Kindheitsdämonen mit verteilten Rollen eigenhändig austriebe: als ein Gehilfe des Dunklen; und als kraftvoller Retter der eigenen Seele.

Aus den lyrischen Anfängen hat sich Ralf Rothmann noch eine andere Qualität bewahrt, die seine Prosatexte aus der Flut des Durchschnittlichen herausheben: die wortgenaue, klangsichere, sinnliche Sprache. «Wie macht er das nur?», fragt man sich immer wieder. Wie schafft er diese Atmosphäre? Wie bringt er es fertig, den Leser auf seine Seite zu bringen? Weil er eine farbgesättigte, metaphorische, knappe Sprache zur Verfügung hat. Kein Wort

ist in diesen neuen Erzählungen zu viel. Kein Bild unüberlegt. Keine Erzählbewegung zu ausufernd. Am schönsten zeigt sich das im letzten Text der neuen Erzählungssammlung. «Frischer Schnee» heisst er und handelt von der zufälligen Sexbeziehung zweier Paare. Meint man. Um plötzlich festzustellen, dass über dem derben Szenario sich animalisch paarender Menschen ein Hauch von Poesie liegt, ein Zauber, der in jedem Menschen wohnt, ein Schleier von Verzückerung, der jeder Begegnung einbeschrieben ist – und in der Erinnerung an die Tierspuren im Schnee eine Vergegenwärtigung der Spuren der ganzen Menschheitsgeschichte.

Ralf Rothmann: Shakespeares Hühner. Erzählungen. Suhrkamp. 212 S., Fr. 31.90

## Jazz

# George Gruntz wird 80: Mit «Giant Steps» voran

Von Peter Rüedi

George Gruntz interessiert sich, innerhalb der Musik und über die hinaus, für alles. Etwas dialektischer: Er macht alles zu seiner Angelegenheit. Er war und ist ein Jazzler *down to the bone*, aber es zog ihn von Anbeginn zu Fusionen mit allen Strömen, ethnischer Musik (lang vor dem Begriff «World Music») und natürlich auch komponierter aus der sogenannten «E-»-Branche. Seit vierzig Jahren ist die Band, die er bald George Gruntz Concert Jazz Band nannte, das Rückgrat seiner ausufernden Aktivitäten: ein Durchlauferhitzer unzähliger Talente und Prominenzen. Fast ebenso lang dauert seine Liaison mit der Big Band des NDR, für die er schon schrieb, als die noch NDR-Tanzorchester hiess. Mehr noch: Er war massgeblich an dessen Verwandlung in ein höheren Ansprüchen genügendes Ensemble beteiligt. «Big Band» war dafür nur noch bedingt ein tauglicher Begriff. Gruntz hatte mit seinen Arrangements immer anderes im Sinn als die *call and response*-Mechanik klassischer Big Bands à la Goodman oder Basie. Orchesterale Klänge eben.

In der Zusammenarbeit mit der NDR-Band schlug Gruntz wiederholt und gern Funken aus der Auseinandersetzung mit Giganten der Jazzgeschichte. Einer war Ellington, zwei weitere Monk und Mingus. Jetzt liegt ein Coltrane-Programm vor, und das ist besonders spannend, weil hinter dem exzessiven, expressiven Improvisator der Komponist Coltrane sichtbar wird. Gruntz weitet dessen konzentrierte Miniaturen in den Sound der grossen Band. Das beginnt mit einer hochenergetischen Umsetzung von «Impressions» und endet mit kongenialen Versionen von zwei Standards, die «Trane» vor seiner freien hymnischen Phase bevorzugte, «Softly as in a Morning Sunrise» und «My Favorite Things». Höhepunkte der CD sind für mich allerdings zwei intensive, dichte Balladen von geradezu jenseitigem Glanz: eigentliche Neudichtungen von «After the Rain» und «Naima». Hätte George Gruntz in seinem Leben nichts geschrieben als diese beiden Arrangements, er gehörte ihretwegen ins Jazz-Pantheon. Kommenden Sonntag wird er achtzig. *We are waiting for things to come.*



George Gruntz: Dig My Trane. Coltrane's Vanguard Years. NDR Bigband with special guest: Tom Rainey. TCB 31102

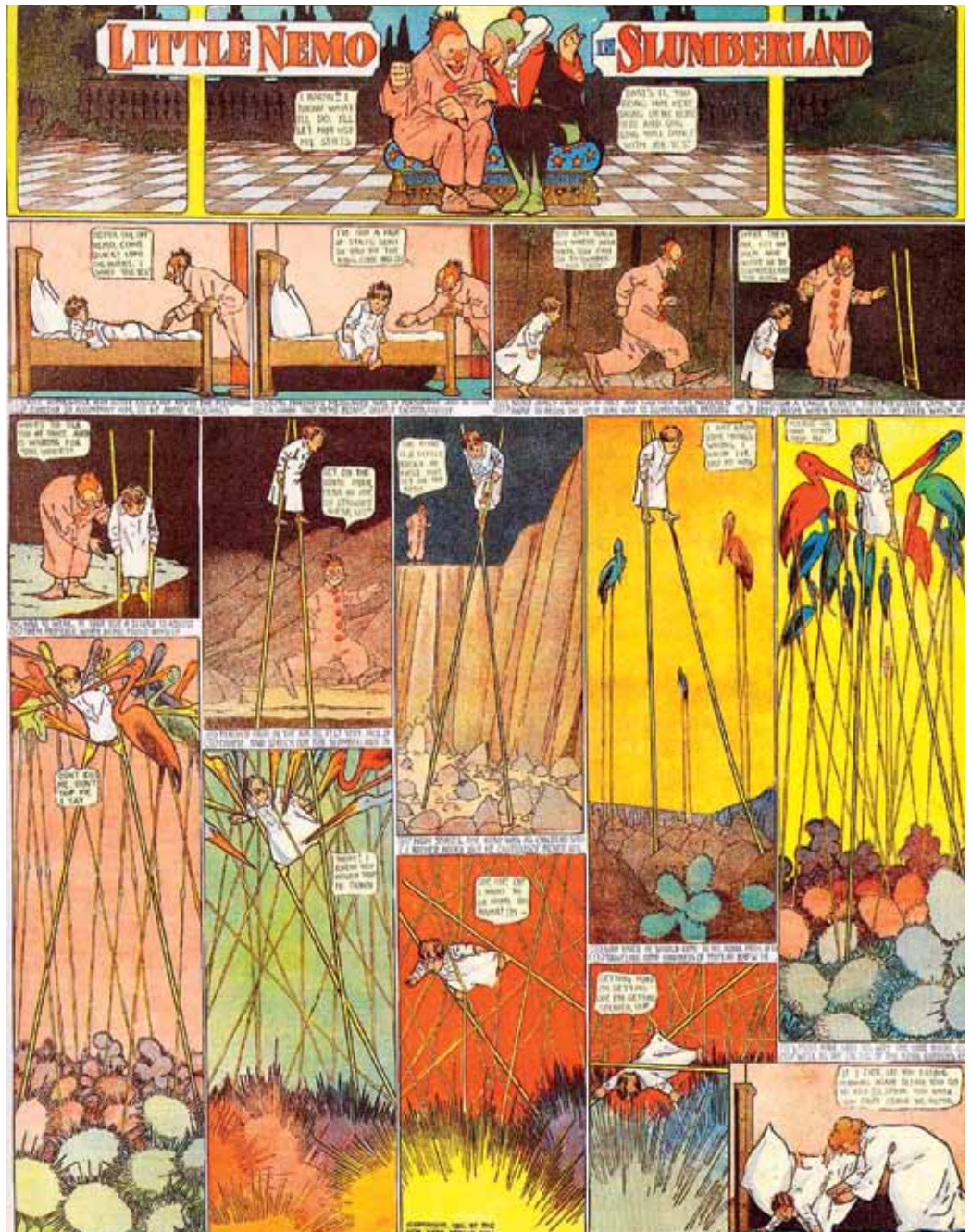
# Panoptikum von Traum und Wahn

Eine fantastische Ausstellung im Basler Cartoonmuseum zeigt erstmals das Werk des legendären Comic-Zeichners Winsor McCay, Schöpfer von «Little Nemo in Slumberland». Von Wolfram Knorr

«Alice im Wunderland» kennt jeder, ob es gelesen oder nicht, und «Peter Pan» auch. Selbst Freuds «Traumdeutung» gehört zum kulturellen Gemeingut. Seltsam, dass ein Solitär, der neben Alice und Peter Pan herausragt und Traumdeutungen künstlerisch ins Bild setzte, kaum die Wertschätzung erhielt, die ihm zusteht. Andererseits muss man sich nicht wundern, sobald man weiss, dass die ungewöhnliche Schöpfung, um die es hier geht, weder wohlfeiler Literatur entsprungen ist noch bildender Kunst oder gar wissenschaftlicher Forschung. Sie ist ein Produkt des Kunst-Bastards Comic, nichts für die gebildeten Stände, auch wenn die Graphic Novels, wie die Strips heute imagesteigernd genannt werden, ihr Dasein nicht mehr im Basement des Kulturkanons fristen müssen. Die Rede ist von «Little Nemo in Slumberland», dem Meisterwerk Winsor McCays.

Erstmals wird ihm, der zur Avantgarde des 20. Jahrhunderts gezählt werden muss, eine umfassende Werkschau gewidmet, die an diesem Wochenende im Cartoonmuseum Basel startet. Sie umfasst zahlreiche Comics, Originalzeichnungen, Videostationen mit den Werken des Trickfilmpioniers und Dokumente der amerikanischen Kulturgeschichte, jener Aufbruchzeit, in der die Verlage mit wilden Comics ihre Auflagen steigerten, die Bilder laufen lernten, der Realismus aus den Fugen geriet, kulturpubertäre Unruhe zu Weltsucht und Weltflucht führte und Traumdeutung die Seelenhektik zu deuten suchte. Es war das Klima, in dem Winsor McCay (1869–1934) mit seinen surrealen Bilder-Storys ins Panoptikum von Traum und Wahn vorsties und die hypnotische Kunst des Kinos vorwegnahm.

Der in Spring Lake, Michigan, geborene Sohn kanadischer Einwanderer fiel schon als Kind durch sein zeichnerisches Talent auf. Als 1886 das «Sackett & Wiggins' Wonderland and Eden Musee» in Detroit seine Tore öffnete – Museum, Freakshow und Variété zugleich, ein sogenanntes Dime-Museum (Eintrittspreis ein Dime) –, verdiente McCay dort sein erstes Geld als Porträtmaler. Sein künstlerisches Werk wurde nachhaltig von den bizarren Attraktionen, menschlichen Abnormitäten und Kuriositäten des «Wunderlandes» geprägt; auch erste Filme, wie Lumières «Ankunft eines Zuges in La Ciotat», hinterliessen ihre Spuren. McCays Sehtrieb wurde endgültig von allen Fesseln befreit, als ihn Philip Morton, erfolgreicher Reklamemaler mit bis zu 200 Mitarbeitern, einstellte. Mortons Plakate waren wüstere Spektakel als die Shows selbst. 1897



Dali wäre vor Neid erblasst: «Little Nemo in Slumberland», 1905.

wechelte McCay vom monströsen Plakatschaugewerbe zur Presse. Er hatte in der Abartigkeit seine Grundidee gefunden, sie als Träume, Ängste und Obsessionen ins Bild zu setzen. Schon seine ersten Trips («A Tale of the Jungle Imps by Felix Fiddle») waren grotesk-traumatische Reflexe auf die neurasthenische Aufbruchsstimmung im Land.

## Der niesende Junge

Stars der Printmedien waren die Comiczeichner, die zum einen von den neuen Vierfarben-

druckmaschinen profitierten und zum anderen vom Konkurrenzkampf der Verleger und ihren immer schrilleren Wochenendbeilagen. Kinderfiguren wurden die Helden erster Slapsticks. Von «The Yellow Kid» bis «Buster Brown» entstand eine wahre Lausbuben-Kamarilla, und mancher, wie Rudolph Dirks mit seinen «Katzenjammer Kids», klatzte schamlos bei Wilhelm Busch.

Winsor McCay setzte sich mit seinem ersten seriellen Helden von der Masche ab. Sein «Little Sammy Sneeze» ist kein Wildfang,



sondern das brave, willenlose Opfer eines plötzlichen physischen Reizes: Der Junge muss in den unpassendsten Momenten niesen und richtet fürchterliche Schäden an. Auch Selbstreferenzielles kommt zum Zug: Sammys eruptiver Nieser zerdeppert die Panels, denen er seine Existenz verdankt. Ein Spiel, das McCay immer wieder aufgriff, um mit ironischem Vergnügen vorzuführen, was für ein fragiles Papierhaus Comics sind: Konfrontationen mit der Wirklichkeit enden in tausend Schnipseln.

1903 hatte McCay, inzwischen verheiratet und Vater von zwei Kindern, eine Stelle bei James Gordon Bennetts *New York Herald* angenommen. Bennett pflegte, im Gegensatz zu Hearst und Pulitzer, einen bürgerlichen Zeitungsstil. «Little Sammy Sneeze» war ein *half-pager* (eine halbe Seite, in der Regel sechs Panels). Fast gleichzeitig schuf er «The Story of Hungry Henrietta» und für Bennetts zweites Blatt (*New York Evening Telegram*) das surrealistische Meisterstück «Dream of the Rarebit Fiend». 1905 folgte der Gipfelmoment: «Little Nemo in Slumberland». In diesen Jahren hatte McCay seine kreativste Phase und arbeitete wie ein Berserker. «Dream of the Rarebit Fiend» blieb die langlebigste seiner Serien (fast sieben Jahre).

Gemeinsam ist den mccayschen Figuren ein triebhaftes Verhalten. Sammy kann das Niesen nicht unterdrücken, Henrietta hat permanent Hunger, und in «Dream of the Rarebit Fiend» (etwa: Traum eines Käsetoast-Liebhäbers) ist es jedermann, der vom Käsetoast nicht lassen kann, obwohl er ihm nur schwer im Magen liegt und grässliche Alpträume auslöst. Es war mutig von McCay, in dem Erwachsenen-Comic («An Adult Entertainment») auf eine Identifikationsfigur zu verzichten. Der eigentliche «Held» ist der Alpträum, der den Träumer beutelt. Hätte Salvador Dalí den Strip gekannt, wäre er mit Sicherheit vor Neid erblasst.

Ein junger Mann, ein wenig verklemmt in seiner Haltung, sitzt auf dem Sofa neben seiner Angebeteten und möchte wissen, ob sie ihn liebt oder nicht. «You are a puzzle to me!», gesteht er; in «puzzle» klingt nicht nur «Rätsel», sondern auch «Verwirrung» an – und genau das geschieht vor seinen Augen. Schon im zweiten Panel teilt sich die Dame mit Fächer und geblühtem Rock; erst vertikal, dann horizontal, und die Teile teilen sich, bis er am Ende nur noch einen Haufen Schnipsel um sich hat, die er zu erhaschen versucht – ehe er entsetzt erwacht. Von kafkaeskem Ausmass sind fast alle dieser schwindligen Alpträume.

Regisseur Christopher Nolan bediente sich für seinen Alpträum-Thriller «Inception» (2010) McCays visueller Einfälle: Ein Mann mit Zylinder will zu seinem Auto, erreicht es nicht, weil sich Strasse und Hausfassaden erheben, verbiegen, bis er wie der sprichwörtliche Hamster im Laufrad auf der Stelle tritt. Andere Träume spielen furios mit einer Mixtur aus Swifts «Gullivers Reisen» und Carrolls «Alice im

Wunderland.» Schade, dass Freud, der 1909 mit C.G. Jung die USA besuchte, Surrealismus – und Comics sowieso – strikt ablehnte; eine Begegnung zwischen ihm und McCay wäre sicher interessant gewesen.

Sein populärstes Meisterstück, «Little Nemo in Slumberland», startete am 15. Oktober 1905; es wurde ein Hit. Im Mittelpunkt steht der Knabe Nemo – für lange Zeit ausschliesslich im Nachthemd –, der ins «Schlummerland» will. König Morpheus sucht einen Spielgefährten für seine Tochter, die Prinzessin, und hat Nemo ausgeguckt. Jede Nacht, wenn Nemo eingeschlafen ist, schickt er jemanden an Nemos Bett; doch in den ersten Folgen scheitern die Versuche. Er wacht auf und plumpst jedes Mal aus dem Bett. Später gelang er ihm dann doch, der Weg ins Schlummerland. Sein ärgster Widersacher, der grünhäutige Clown Flip, mit Zigarre und Zylinder, gehört zur Familie der Dawns («Morgendämmerung») und ist folglich ein Erzfeind von Morpheus. Er will aber die Prinzessin, und Nemo ist ein lästiger Rivale, den er deshalb ständig zum Aufwachen bringt. Bald nehmen die visuell verrücktesten Abenteuer ihren Lauf.

McCay brachte auf dem Papier zustande, was US-TV-Serien à la «Lost» auch nicht besser beherrschen: alle Register der Übertreibung zu ziehen. Er durchbrach die Konvention rechteckiger Panels, zog sie in die Höhe, in die Breite, setzte sie für grafische, psychologische, dramaturgische Effekte ein, nahm mit Einzelbildern, beeinflusst von den Chronofotografien Eadweard Muybridges (1830–1904), Kamerazooms vorweg, Schwenks und andere Bewegungsabläufe des filmischen Erzählens. Er befreite die Bilder vom simplen Strich und wuchtete sie zu einem gigantischen Jugendstil



Wie ein Berserker: Zeichner McCay, 1906.

aus. Ein Feuerwerk der Verblüffung, gewagter Perspektiven, kaskadenförmiger Dekors, architektonischer Kühnheiten. Eine buntflam-mende Prachtentfaltung. Das Schlummerland, eine Mischung aus Wunderland und Neverland, voller Paläste, Parks, Plantagen, Seen, bizarrer Fauna und grotesker Flora. Kein Comic-Künstler hat mit dem Strich derart kühn das Firmament aufgerissen.

«Little Nemo» war so erfolgreich, dass 1907 ein Musical daraus entstand und im New Yorker New Amsterdam Theatre zur Auffüh-

rung kam. Das Megaspektakel lief nicht lange, und das lag nicht am Publikum, sondern an den Produktionskosten (300 000 Dollar), die einem gegenwärtigen Hollywood-Blockbuster entsprachen. Mit siebzehn Waggons wurde «Nemo» sogar noch auf Tour geschickt, und die Produzenten verloren vollends ihr Geld. Die Kosten waren nicht zu decken. 1910 wechselte McCay zu William Randolph Hearst. Sein «Nemo» wirkte dort deplaziert; Hearsts Blätter richteten sich nicht an die bürgerliche Mittelklasse, sondern an die Einwanderer und Arbeiter, und die wollten Slapstick à la «Katzenjammer Kids». McCays Interesse hatte sich ohnehin zum neuen Medium Film verlagert. 1914 feierte er eine besondere Film Premiere: Mit «Gertie the Dinosaur» führte er, lange vor dem «Jurassic Park», den Dino in die Popkultur ein. Gertie, hiess es in Anzeigen, «isst, trinkt und atmet! Sie lacht und weint! Sie lebte vor Millionen von Jahren, lange noch bevor Menschen auf dieser Erde waren, und niemand hat sie seit diesem Zeitpunkt je gesehen!»

### Kino der Armen

In Vaudeville-Vorführungen präsentierte McCay den Film wie ein Tierdresser. Er stand vor der Leinwand und gab Gertie Befehle, die sie ausführte. Revolutionär an Gertie war der Eindruck einer komplexen Persönlichkeit. Als später Max Fleischer («Betty Boop», «Popeye») und andere der Branche ihn als Pionier feiern wollten, kam es zu einer Missstimmung; er lehnte die Ehrung ab. Er mochte die Kommerzialisierung der Trickfilme nicht. Auch Hearst platzte der Kragen: Er verdonnerte McCay zum Illustrator der Leitartikel. Die zum Teil grossformatigen Bilder sind nicht weniger faszinierend als seine Comics, gaben aber natürlich Hearsts politische Vorstellungen wieder. McCay drehte schliesslich den zwölfminütigen, ambitionierten «The Sinking of the Lusitania» (1918), der Real- und Trick-Elemente auf raffinierte Weise mischt.

Comics haben die vertrackte Eigenschaft, nicht stillhalten zu wollen. Sie sind das Kino der Armen, mit Dialogen, Ton, visuellen Überraschungen, immer auf dem Sprung. Das ist ihr «Manko»; sie «laufen davon», und selten durch die akademischen Zeichensäle. Dass sie trotzdem (oder gerade deshalb) viel mehr über den Beginn der Moderne aussagen als so manche andere den Traditionskünsten verpflichteten Werke, ist das Verdienst des Ausstellungsmachers Alexander Braun. Am Beispiel des grossen Winsor McCay demonstriert er es in der umfassenden Werkschau.

Cartoonmuseum Basel: Winsor McCay. Bis 28. Oktober.

Alexander Braun: Winsor McCay 1896–1934. Comics, Filme, Träume. Opulenter Ausstellungskatalog. 350 S., Fr. 65.–

## Top 10

### Knorr's Liste

1	Moonrise Kingdom	★★★★★
	Regie: Wes Anderson	
2	A Royal Affair	★★★★☆
	Regie: Nikolaj Arcel	
3	Men in Black 3	★★★★☆
	Regie: Barry Sonnenfeld	
4	Un cuento chino	★★★★☆
	Regie: Sebastián Borensztein	
5	Snow White and the Huntsman	★★★☆☆
	Regie: Rupert Sanders	
6	Dark Shadows	★★★☆☆
	Regie: Tim Burton	
7	The Dictator	★★★☆☆
	Regie: Larry Charles	
8	Rock of Ages	★★☆☆☆
	Regie: Adam Shankman	
9	21 Jump Street	★★☆☆☆
	Regie: Phil Lord / Chris Miller	
10	Machine Gun Preacher	★★☆☆☆
	Regie: Marc Forster	

### Kinozuschauer

1 (1)	Snow White and the Huntsman	4249
	Regie: Rupert Sanders	
2 (3)	StreetDance 2 (3-D)	3484
	Regie: Max Giwa	
3 (2)	Men in Black 3	3461
	Regie: Barry Sonnenfeld	
4 (5)	21 Jump Street	2705
	Regie: Phil Lord / Chris Miller	
5 (4)	A Few Best Men	2624
	Regie: Stephan Elliott -	
6 (4)	The Dictator	2619
	Regie: Larry Charles	
7 (-)	Safe	2283
	Regie: Boaz Yakin	
8 (-)	Rock of Ages	1669
	Regie: Adam Shankman	
9 (-)	Barbara	1548
	Regie: Christian Petzold	
10 (7)	Et si on vivait tous ensemble	1116
	Regie: Stéphane Robelin	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	Verblendung (Sony)
2 (2)	Mission: Impossible 4 (Rainbow)
3 (4)	Das gibt Ärger (Fox)
4 (3)	Jack und Jill (Sony)
5 (5)	Justice – Pakt der Rache (Ascot Elite)
6 (6)	Sherlock Holmes 2 (Warner)
7 (8)	Der gestiefelte Kater (Rainbow)
8 (-)	True Blood – Season 4 (Warner)
9 (9)	The Descendants (Fox)
10 (-)	Rubbeldiekatze (Universal)

Quelle: Media Control



Konkretes Raum-Problem: «Terraferma».

### Kino

## Denunzieren oder helfen?

Der italienische Film «Terraferma» greift ein aktuelles Problem auf: die Flüchtlingswelle auf Lampedusa.

Von Wolfram Knorr

Raum, sagt die Philosophie, sei diffus. Was, wenn er so konkret wird, dass er die Bürger auf die Palme treibt, weil in ihrer räumlich unmittelbaren Nähe ein Flugplatz oder ein Asylantenheim gebaut oder Windmühlen errichtet werden sollen? Dann bilden sich Wutbürger, und nicht nur die Politiker bekommen ein Problem, auch die wohlfeile imperative Moral von der «Maxime deines Willens» gerät ins Wanken, die zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung taugen soll. Denn was sich aus globaler Distanz schön anhört, wird im Mikrokosmos auf einmal zum handfesten Problem. Die Philosophie jedenfalls, die gerne über Sein und Zeit schwurbelt, belässt den Raum deshalb lieber im Diffusen.

Über solche Konflikte, wenn die Nähe das Handeln auf einmal verändert, gibt es kaum Fiktionales. Der Italiener Emanuele Crialesi («Golden Door») hat es am Beispiel des momentanen Flüchtlingsansturms auf Lampedusa versucht und entkam leider nicht der tückischen Sentimentalitätsfalle. Er geht das Problem der Immigrationspolitik aus der Optik der Kleinfamilie Pucillo an, die seit Generationen vom Fischfang lebt, sich aber auch dem Tourismus widmet, was in der Familie zu Konflikten führt. Die nehmen zu angesichts der Flüchtlinge, die, total am Ende, auf überfüllten Booten aus Afrika auf der Insel landen. Die

Familie ist ratlos und verunsichert – wie reagiert man auf die Fremden? Denunzieren oder helfen? Die Pucillos geraten aneinander. Sollen sie jetzt aus Nächstenliebe Rücksicht nehmen? Die Familie muss schliesslich selbst ums Überleben kämpfen. Aber kann das ein Grund sein, argumentieren die Jungen, die noch Ärmeren zurückzuschicken? Politiker im fernen Rom oder noch fernerer Brüssel können da leicht Entscheidungen treffen, den direkt Betroffenen hilft das kaum.

### Schwestern und Brüder

«Terraferma» hatte die Voraussetzung, das Zeug zu einem handfesten sartreschen existenziellen Konflikt, aber Crialesi weicht ihm aus und sucht sein Heil in schönen Bildern, bei anmutigen Menschen und in dem allzu emotional-ergreifenden Appell, dass wir Menschen doch alle Schwestern und Brüder sind, so schrecklich die Situation auch sein mag. Es ist nicht uninteressant, zu sehen, wie Crialesi das ganz konkrete Raum-Problem, den Konfrontationskonflikt der Familie Pucillo und der anderen Inselbewohner, die ihre Existenz durch die Flüchtlinge bedroht sehen, mit Gefühlsduseligkeit letztlich eskamotiert.

Es gibt einen Film, der mit dem Problem zumindest spielte: «Targets» (1968) von Peter Bogdanovich. Ein Familienvater, arbeitslos,

überfordert, reagiert seinen Frust als Sniper ab. Aus grosser Distanz feuert er auf Autos, geniesst die Karambolagen auf dem Highway und fühlt sich dabei überlegen. Als ihn einer stellt, ihm ganz nahe kommt, von Angesicht zu Angesicht, wird er zum greinenden Elend. ★★★☆☆

## Weitere Filmstarts

**A Few Best Men** — David, ein smarterer Brite, lernt im Urlaub eine süsse Australierin kennen, verknallt sich in sie und sie sich in ihn, und so beschliessen sie, möglichst bald zu heiraten. Davids Kumpel sind entsetzt, folgen ihm aber natürlich nach Australien zur Hochzeit. Und man weiss, dass die Chaoten-Junggesellen das Fest aller Feste versauen werden. Drehbuchautor Dean Craig, der mit «Death at a Funeral» einen Komödien-Hit landete, versucht, den Erfolg mit seinem Wedding-Hangover-Mix zu wiederholen. Leider wirkt das über weite Strecken zu angestrengt. Von ein paar hübschen Gags abgesehen, bleibt das Niveau weit hinter «Death at a Funeral». Man meint, fast alle Junggesellen-, Schwiegereltern-, Hochzeitsgäste- und Brautjungfern-Groteskereien schon dutzendmal gesehen zu haben. Lustig immerhin die unvorbereitete Rede eines Freundes von David, in der er die Australier nach Strich und Faden beleidigt. ★★★☆☆



Möglichst bald heiraten: «A Few Best Men».

**L'art d'aimer** — Liebe, heisst es zu Beginn, äussere sich eigentlich musikalisch, aber dann, wenn in der Ensemble-Komödie die Paare mit ihren Neurosen, Nöten und Missverständnissen aufeinandertreffen, wird nur geredet – und genau das macht Emmanuel Mourets («Un baiser s'il vous plaît») Reigen über die Liebe, inspiriert von Ovids «Ars amatoria» («Liebes-



Charmant und leichtfüssig: «L'art d'aimer».

kunst»), zum Vergnügen. Denn die Singles und Paare, die sich nach der grossen Liebe sehnen, tappen, dank ihres Verstandes, der immer die Gefühle abblockt, in jede nur denkbare Beziehungsfalle.

Das ist so charmant und leichtfüssig und augenzwinkernd in Szene gesetzt, wie man es in einem französischen Film schon lange nicht mehr zu sehen bekam; in jüngster Zeit am ehesten von Woody Allen. An dessen Stadtneurotiker erinnert auch das mal schnippische, mal sehnsüchtige, mal verschlossene Personal, das durch ein lauschiges Paris der idyllischen Gassen und Buchläden flattert und sich bei den Flirts meistens im Wege steht. «Das muss spontan sein», sagt die hübsche Nachbarin zum Altcharmeur und verhindert mit ihrem Appell das, was sie fordert. Die exzellent aufspielende Truppe – von François Cluzet (seit «Intouchables» der neue Star Frankreichs) über Frédérique Bel bis zu Julie Depardieu (Tochter von Gérard Depardieu) – hatte sichtlich Spass. ★★★☆☆

## Fragen Sie Knorr

Zur Fussball-Europameisterschaft hätten ich und Freunde gerne Fussball-Spiel-filme für die Zeit zwischen den Spielen. Können Sie da welche empfehlen?

X. G., Pratteln



Na klar, eigentlich eine ganze Menge, aber ob die alle greifbar sind, weiss ich nicht. Die besten Filme kommen natürlich aus grossbritannien, wie «Mean Machine – Die Kampfmaschine», die langweiligen aus Deutschland. Am bekanntesten ist «Das Wunder von

Bern», nur sind die Action-Szenen auf dem Rasen eher quälend. Wenn Sie mit Ihren Freunden «für die Zeit dazwischen» einen wirklichen Spass haben wollen, dann besorgen Sie sich «Die Angst des Tormanns beim Elfmeter» (1972) nach der gleichnamigen Erzählung von Peter Handke. Schon der Titel ist ein Lacher, wenn auch nicht für Elfmeterschützen wie Arjen Robben oder sogar Ronaldo. Der Film wird, weil unfreiwillig komisch, unter Garantie zur Riesengaudi.

**Wolfram Knorr**

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

### Verfassungsmässiger Klatsch

Von Peter Keller

Der TV-Darwin hat wieder zugeschlagen: Wo früher bayrische Fernsehlandschaften blühten, ist jetzt der Jugendsender Joiz zu sehen. Hip-Hop statt Bierhumpen. Brutaler könnte der *Clash of Civilizations* kaum ausfallen.

Vorausgegangen ist ein juristischer Streit zwischen dem grössten Schweizer Kabelnetzbetreiber UPC Cablecom und Joiz. Drei Jahre und zwei Gerichtsentscheide später ist klar: UPC Cablecom muss Joiz im Analognetz aufschalten, da der Sender laut Bundesgericht «einen besonderen Beitrag zum verfassungsmässigen Leistungsauftrag von Radio und Fernsehen» erbringe.

So zerknirscht Cablecom seine Niederlage eingesteht, so triumphal tönt es auf der Webseite des Jugendsenders: «Endlich! Joiz sendet analog!» Das sei für sie als Sender «und natürlich für die Zuschauer» ein grosser Tag. Worin genau der «besondere Beitrag zum verfassungsmässigen Leistungsauftrag von Radio und Fernsehen» besteht, wissen die Macher auch zu berichten: «Bei uns findet man alles was sein Herz begehrt: Musik, Kochen, Mode, News, Tratsch und Klatsch, Reality, Kultur, Soziales, Sex, Gefühle oder Schabernack.»

Bei uns findet man also alles was sein Herz begehrt – womit auch geklärt ist, dass eine einigermaßen korrekte Rechtschreibung und Syntax nicht zum verfassungsmässigen, bundesgerichtlich abgesegneten Leistungsauftrag eines Fernsehsenders gehörten. Das alles könnte man unter «jugendlich charmant» abbuchen, hätte man für Joiz nicht den bisherigen Sendeplatz des Bayerischen Rundfunks (BR) opfern müssen.

Während das Schweizer Fernsehen seine Service-public-Seele schon längst zwischen «Millionen-Falle» und «Glanz & Gloria» verloren hat, sind auf BR nach wie vor epische Reportagen wie etwa über die besten Landgasthäuser in Altschwaben und Franken zu sehen. Völlig werbefrei. Das bayerische Fernsehen versteht «Dahoam is Dahoam» als eine Verpflichtung gegenüber dem heimischen Publikum. Dank Bundesgerichtsentscheid muss unser Staatssender diesen Vergleich im analogen Netz nicht mehr fürchten.

## «Jetzt sind wir per du»

Tanz in Vollendung und ein magischer Moment.

Von Hildegard Schwaninger



Plötzlich auf der Bühne: abtretender Zürcher Ballett-Direktor Spoerli.

Es war einer dieser Abende, wo man sich wünscht, dass sie ewig dauerten. Die Abschiedsgala für den Tanzmacher **Heinz Spoerli**, der nach sechzehn Jahren als Ballettdirektor das Opernhaus Zürich verlässt, um weiterzuziehen. «Wandern» ist auch das Thema der Zürcher Festspiele, die mit der Heinz-Spoerli-Gala eröffnet wurden, und so passte einfach alles.

Erst gab es, auf der «Belcanto»-Terrasse über dem Sechseläutenplatz, den obligaten Umtrunk. Honoratioren der Stadt und viele andere Wichtige waren da. **Elmar Weingarten**, Intendant der Tonhalle und als Nachfolger von **Alexander Pereira** auch Intendant der 1997 ins Leben gerufenen Zürcher Festspiele (bis 1991 gab es Junifestwochen), war erstmals Gastgeber.

Dann ging im bis auf den letzten Platz besetzten Opernhaus (die in den freien Verkauf gelangten Karten waren seit Wochen ausverkauft) der Vorhang auf.

Erst rollten, zur «Nozze di Figaro»-Ouvertüre, überdimensionale Mozartkugeln über die Bühne, angekickt von hübschen jungen Tänzern mit Mozartperücken. Die Sequenz aus der Heinz-Spoerli-Choreografie «... eine lichte, helle, schöne Ferne». Ja, die beiden Männer, von denen es jetzt Abschied nehmen heisst, wirken schon ab Sommer in der Stadt, deren heimliches Wahrzeichen die Mozartkugel ist.

Dann erschien im hellgelben Mantel **Corine Mauch**, die Stadtpräsidentin von Zürich, auf der Bühne. Die oberste Hüterin der Zürcher Kultur in der Wirtschaftsmetropole kam nicht umhin, auch übers Geld zu reden, und so fielen Wörter wie «Benchmarking» und «Investition», aber dann brachte sie auf den Punkt, was Pereira, der 21 Jahre lang Intendant des Opernhauses war, in Zürich zu einem Paradiesvogel machte: «sein Mut zum grossen Auftritt und seine Freude am Fest des Lebens», was man in der protestantisch geprägten Stadt



«Fest des Lebens»: Stadtpräsidentin Mauch.

weniger kennt. Hier sei er ein «Entwicklungshelfer» gewesen.

Danach gehörte der Abend Heinz Spoerli. Der österreichische Bühnenbildner **Hans**

**Schavernoch**, der zehn Jahre mit Spoerli gearbeitet hat, sprach die Laudatio. Mit weicher Stimme, die geschaffen scheint, **Hugo von Hofmannsthal**, **Arthur Schnitzler** und **Stefan Zweig** zu rezitieren. Er beschrieb Spoerli als «magischen Geschichtenerzähler, dem Sinn für Form und Raum und Musikalität gegeben sind», und er meinte, «Spoerlis Sicht auf das Leben macht seinen Erfolg aus». Der Tanzmacher sass auf der Bühne und hörte zu. Dann kam Pereira, drückte Spoerli einen Riesenblumenstraus in die Hand, duzte ihn. «Sechzehn Jahre waren wir per Sie, jetzt sind wir per du.» Heinz Spoerli bedankte sich, indem er anderen dankte: seinen drei Ballettdirektoren und seinen Tänzern.

Es traten Tänzer auf, die dem Publikum als Solisten ein Begriff sind: **Sarah-Jane Brodbeck**, **Seh Yun Kim**, **Arman Grigoryan**, **Felipe Portugal** und **Vahe Martirosyan** (er stürzte bei der zweiten Spoerli-Gala zwei Tage später im «Nussknacker» und verletzte sich, **Viktoria Kapitonova** fing das Problem souverän auf und improvisierte alleine weiter).

Danach schwebte zu Tschaikowsky-Klängen **Polina Semionova** als schwarzer Schwan auf die Bühne. Die russische Primaballerina, die auch in Zürich die Odette/Odile in «Schwanensee» tanzte, bot Spitzentanz in Vollendung. Den Pas de deux tanzte sie mit **Stanislav Jermakov**. Gerade wurde bekannt, dass die Primaballerina der Staatsoper in Berlin im



Engagement in New York: Tänzerin Semionova.

September 2012 als *principal dancer* des American Ballet Theatre nach New York geht.

Am Schluss der magische Moment: Das Corps de ballet tanzt zu Musik von **Philip Glass**, plötzlich steht Heinz Spoerli auf der Bühne inmitten seiner Compagnie. Er blickt ins Publikum, breitet die Hände aus, als wolle er sagen: «Das sind sie, meine wunderbaren Tänzer.» Für den Bruchteil einer Sekunde wird es dunkel auf der Bühne, als das Licht wieder angeht, ist Heinz Spoerli verschwunden.

### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)



## Meine VIPs

Unser Kolumnist erklärt, nach der Art Basel, den Kunstmarkt. Und fährt nach Griechenland als Stil- und Wahlbeobachter.  
Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Basel und auf Mykonos. Vor einem Jahr schrieb ich an dieser Stelle: «Der Markt für Kunst ist wieder ungefähr dort, glaube ich, wo der Markt für Aktien, wenn Hauswarte sagen, welche Firmen man kaufen soll.» Was ich sagen wollte: Die Preise könnten sinken oder fallen, weil sie hoch sind, wir es vielleicht mit einer Blase zu tun haben. Ein Jahr später sind die Preise höher und MvH sieht nicht, dass sie demnächst sinken oder fallen werden (was nichts heisst – Prognosen sind schwierig, vor allem wenn sie die Zukunft betreffen [Mark Twain]). Ein Grund, weshalb ich denke, dass die Preise halten im Augenblick, für die, die das interessiert, ist die hohe Zahl von, sagen wir, wenig kunstaffinen Leuten, die man auf Messen kaufen sieht. Die Chefs der Art Basel, so sieht es aus, sehen das ähnlich, deshalb gab es dieses Jahr zwei Tage, an denen einzig «VIPs» in die Halle, in der sich die Stände der Galerien befanden, durften (in Vergangenheit bloss einen Tag).

Auf Kunstmessen, übrigens, ist es comme il faut, andere VIPs, die man kennt, denen man aber nicht viel zu sagen hat, nur zu grüssen (Frauen auf die Wangen zu küssen) – und weiterzugehen (man kommt dann rüber wie einer, der nicht zum *schmoozing* da ist). Es antwortet zudem fast keiner auf die Frage: «Hast du schon zugeschlagen?» (weil man meint, ein Bild auf einer Messe zu kaufen, sei wie einen Hund in einer Tierhandlung zu kaufen). Man ist Kunde bei einer Galerie/einem Züchter (obwohl vergangenes Jahr 31 Prozent des Geschäfts mit Kunst an Messen gemacht wurde,

Quelle: Clare McAndrew, eine Ökonomin, *The New Yorker*). Andere VIPs, die ich gesehen (und mit denen nicht geredet) habe: Michael Ringier, Friedrich Christian «Mick» Flick, Simon und Michaela de Pury (alle drei kunstaffin), Enzo Enea. Einige der Werke, die mir am besten gefielen, nebenbei, befanden sich in der Ausstellung mit Namen Art Unlimited (die ich in vergangenen Jahren weniger gut fand; jetzt mit neuem Kurator Gianni Jetzer): etwa der Film «First Point» von Richard Phillips (mit Lindsay Lohan, ich meine, ich schreibe eine People-Spalte, *after all*), die 1000 Polaroids von Philip-Lorca diCorcia oder das bearbeitete NASA-Foto vom Mars von Thomas Ruff.

Jetzt auf die, Entschuldigung, eine Insel (Mykonos; ich war Gast von Louis Vuitton / Yves Carcelle, dem Präsidenten). Was ich bereits wusste (weil ich bereits dort war): Die Landschaft und das Meer sind schön, auch die kleinen weissen Häuser mit farbigen Fensterläden gefallen (man meint ein wenig, man sei in einem «Dorf am Mittelmeer»-Themenpark). Die Erreichbarkeit gefällt weniger (kaum Direktflüge ab Zürich), auf dem Hinweg hatte ich ab Athen einen Platz in einer De Havilland DHC-8 («Dash 8», zweimotorige Turboprop), die neu war, als «Jäger des verlorenen Schatzes» in die Kinos kam. Kommt dazu, immer wenn ich dort bin, gibt es starken Wind (7 bis 8 auf der Beaufortsskala; dem Boot, das MvH vor der Küste herumfuhr, eine Princess 42 Flybridge-Motorjacht, machte das nichts aus).

Das «Kivotos»-Hotel empfehle ich (auch das «Belvedere» und «Cavo Tagoo» machten einen guten Eindruck). Was Hotels angeht, kann ich schreiben, schlägt Mykonos Ibiza. Anders ist es bei Restaurants, die ich besuchte (das Essen im «Caprice» war in Ordnung, im «Familia» ein wenig besser). In Bars und Klubs gibt es – ist nicht neu, ich weiss, doch man weist darauf hin als Ihr Kolumnist – viele Männer. Die «Jackie O»-Bar, das wahrscheinlich beste Nachtlokal, seit das «Pierros» zu ist, ist hübsch gelegen (am Wasser; *however*, als normalführender Mann geht man nicht deswegen in eine Diskothek). Das Angebot in dem neueröffneten Pop-up-Store von Louis Vuitton (Sonnenbrillen, Strandtücher und -taschen, weitere Accessoires) fand ich passend für ein Resort.

Davon, wie die andere Hälfte der Griechen lebt, bekommt man wenig mit in Mykonos. Im «Nammos Beach Club» am Psarou-Strand begegnete mir eine Gruppe Mädchen vom Entwurf «*daddy's rich, mummy's beautiful*» (feierten die baldige Hochzeit eines Mädchens; hatten viel Schmuck an und bestellten mehr zu trinken). Eine kam immerhin und fragte, ob sie mein Louis-Vuitton-Strandtuch haben dürfe. Ihre Eltern, vermute ich, wählten am vergangenen Sonntag Politiker der Nea Dimokratia, der konservativen Partei, die weiter ein wenig sparen wollen (und am meisten Stimmen bekamen). Das war die gute Nachricht aus Athen.

## Gesellschaft

# Leidenschaft

Von Beatrice Schlag — Was tut der Fussball eigentlich für den Mann?

Männer halten die Frage vermutlich für so lächerlich, dass sie sie noch gar nie gestellt haben. Trainer-Legende Sepp Herberger, der Oscar Wilde des Fussballs («Das Runde muss in das



Eckige») hat sie teilweise beantwortet: «Die Leute gehen zum Fussball, weil sie nicht wissen, wie es ausgeht.» Das ist zweifellos richtig. Aber aus dem gleichen Grund sehen sich Männer auch Autorennen an, und es ist nicht dasselbe. Selbst ein spannendes Finish löst nicht annähernd die Spannung und danach die Explosion von Glück oder Verzweiflung aus wie ein Elfmeterschiessen. Während des Penalty-Duells zwischen Argentinien und Deutschland bei der WM von 2006 stieg in Deutschland die Herzinfarkt-Rate bei Männern fast um das Dreifache. Wir reden hier also von ernsthaft bewegenden Emotionen.

Frauen sehen diese Gefühlseruptionen mit Ratlosigkeit. Nicht, weil sie Fussball langweilig finden. Mit jeder EM oder WM gibt es mehr weibliche Fans. Aber verglichen mit den Jubelschreien, die Fussball bei Männern auslösen kann, wirken die Reaktionen der Frauen doch eher gebremst. Die Ratlosigkeit rührt daher, dass wir unsere Männer sonst nicht oder nur selten hemmungslos emotional kennen. Von John Gray, Therapeut und Buchautor, stammt der Satz: «Für viele Männer ist Sex neben Fussball eine der wenigen Möglichkeiten, etwas zu fühlen.» Die Gleichsetzung ist aus Frauensicht etwas verwirrend. So viel Leidenschaft für den Ball wie sonst nur beim Sex mit einer andern Person? Sex spielt in seinem Beziehungsleben doch eine Hauptrolle. Ein Matchresultat hingegen hat für ihn keinerlei praktische Folgen, weder am Arbeitsplatz noch daheim, ausser, dass er zwei Tage lang glücklich oder enttäuscht ist. Und dann steht schon wieder das nächste Spiel an. Genau das, sagen Psychologen, sei der Grund für die männlichen Emotionsstürme beim Fussball: Er riskiert gar nichts, wenn er seinen Gefühlen freien Lauf lässt. Das allerdings ist beim Sex manchmal ganz anders. Und manchmal überhaupt nicht. Eins immerhin gilt für Bett und Rasen: «Nach dem Spiel ist vor dem Spiel.» Noch ein Herberger-Satz.

## Sommer, gib mal Saft!

Von Jürg Zbinden

1 — Gaga & Design? Macht Lady Gaga nun auch auf Design? Gaga & Design nennt sich das Möbellabel des Designers Yaacov Kaufman aus Tel Aviv. Für die neuste Sitzmöbelserie wurde ein Geflecht aus stranglosen Schnüren verwendet, welche aus speziell gefertigten Propylenfasern gedreht werden. Die Schnüre sind in sieben Farbtönen zu haben. Alle Möbel werden in Indonesien auf traditionelle Weise mit japanischem Know-how handgewebt. Gaga & Design ist in Zürich im Concept-Store von Grieder an der Bahnhofstr. 30, bei Bulthaup an der Kirschgartenstr. 14 in Basel sowie in führenden Möbelhäusern erhältlich.

2 — Während Zürich seit zwei Sommern fast nur noch Aperol Spritz ordert, nippen die trendbewussten Münchner und Wiener an «Hugo», einem Sommerdrink aus White Secco und Holunderblütensirup oder -likör. Zu geniessen aus einem Longdrinkglas mit zwei Limettenvierteln und Minzblättern auf Eis. White Secco von Schlumberger gibt es in den Coop-Filialen für Fr. 14.90, der Likör von Bols ist u. a. bei Jelmoli erhältlich.

3 — Saft durch Freude: Wenn die Obst- und Gemüseauslagen wieder bunter und vielfältiger werden, ist der Zeitpunkt gekommen, die Anschaffung eines elektronischen Entsafters in Erwägung zu ziehen. Der Philips Avance HR 1871 macht aus Äpfeln, Birnen, Karotten, Kiwis oder Sellerie im Handumdrehen ein vitaminreiches und wohlschmeckendes Getränk. Alle abnehmbaren Teile sind geschirrspülkompatibel, die kompakten Überreste landen im Auffangbehälter. Den Automatik-Entsafter Philips Avance HR 1871 gibt es für ca. Fr. 300.– im Fachhandel oder unter [www.philips.ch](http://www.philips.ch).

4 — Mit der verführerischen und gleichzeitig stilvollen Sommerkollektion 2012 des Labels Gideon Oberson betritt ein neuer Bademode-Hersteller das Schweizer Parkett. Extravagante Schnitte in klassischen Farben kennzeichnen die diesjährige Badesaison. Das Tochterunternehmen des bekannten Bademode-Labels Gottex aus Tel Aviv überzeugt mit moderner Eleganz und Top-Qualität, und das zu vernünftigen Preisen – der Swimsuit kostet um Fr. 180.–. Gideon Oberson ist erhältlich beispielsweise bei Och Sport, Germaine Lingerie (beide in Zürich), Ballett-Shop in Bern oder bei Michelangelo in Basel.



## Warum?

Von *Andreas Thiel* — Wie es dazu kam und warum. Die ganze Welt erklärt in fast 700 Worten. Sollten wider Erwarten noch Fragen bleiben, schreiben Sie uns.

In Leserbriefen wird mir gerne vorgeworfen, ich würde die Welt schlechtmachen. Das stimmt nicht. Ich mache die Welt nicht schlecht. Die Welt ist schon schlecht. Wo man hinschaut, sieht man nur Intrige, Terror, Krieg, Folter, Betrug, Unterdrückung, Gier und Verschwendung. Und wenn grade mal eine Mauer nicht benötigt wird, um einen freiheitsliebenden Menschen davor zu stellen und zu erschies- sen, hängt man daran Wahlplakate von Politikern auf, die an die Macht streben. Diese Welt hat doch ein Problem. Wo soll das alles denn hinführen? Wir stehen vor dem Abgrund. Nach uns kann eigentlich nur noch die Sintflut kommen. Oder war die schon da? Egal. Es war auf jeden Fall nicht immer so. Früher war das alles hier noch ganz anders. Stellen Sie sich vor, wie die Welt noch aussah vor hundert Jahren. Alles ist da noch viel ländlicher. Studiert hat fast keiner, die meisten sind Handwerker.

Die Welt werkelt also ein bisschen friedlich vor sich hin, und in Sarajevo verübt eine Studentenorganisation ein Attentat auf den österreichischen Thronfolger. In wenigen Tagen wird daraus ein Krieg, dem siebzehn Millionen Menschen zum Opfer fallen. Das erstaunt nicht, es stehen sich ja auch siebzig Millionen Soldaten gegenüber. Einer dieser Soldaten, ein Gefreiter, heisst Adolf Hitler. In Flandern wird er 1918 von Senfgas getroffen und erblindet vorübergehend. Später, man kann nicht sagen, als er wieder sehend war, kommt er zum Schluss, dass die Finanzwelt am Ersten Weltkrieg schuld sei und somit das Weltjudentum und dass es besser wäre, ein paar tausend Juden zu vergasen, als eine Million deutsche Soldaten auf dem Schlachtfeld durch Giftgas zu verlieren. Dem Zweiten Weltkrieg fallen dann neben fünfzig Millionen weiteren Menschen auch 5,7 Millionen deutsche Soldaten zum Opfer.

Ohne Maschinengewehre und Schnellfeuerkanonen wäre das nicht möglich gewesen. Deshalb erinnern wir uns doch an die Welt vor zweihundert Jahren, vor der industriellen Revolution. Vor hölzerne Karren gespannt, starben Tiere und Menschen unter dem Joch im Dreck. Hunger, Krankheit, Kälte und Galgen übernahmen den Rest. Und wie sah die Welt vor fünfhundert Jahren aus? Wie war es vor der Reformation? Pest, Folter, Räderung, Hexenverbrennungen, Inquisitionsgerichte, und – das Schlimmste – in ganz Italien gab es keinen Kaffee.



Und stellen Sie sich die Welt aber erst vor 1500 Jahren vor. Noch vor den Kreuzzügen war das. Im Machtzentrum der Welt, in Rom, war es lustig, da gastierte der Zirkus. Vor 50 000 blutrünstigen Zuschauern zerfetzten sich in der Arena Sklaven und wilde Tiere gegenseitig. Und wie stand es um uns vor 2000 Jahren? Erinnern Sie sich? Bevor Jesus starb und das Böse besiegte und uns aus dessen Gefolgschaft erlöste, gab es für uns nach dem irdischen Tod noch keine Möglichkeit, in den Himmel zu kommen. Egal, wie man gelebt hatte, man landete immer wieder in der Hölle. So war das.

Und erinnern Sie sich noch, wie unser Leben vor 50 000 Jahren ausgesehen hatte, bevor der Homo sapiens den Neandertaler ablöste? Wir waren als Neandertaler nicht einmal fähig, eine kultivierte Sprache zu entwickeln. Unser Argumentarium beschränkte sich auf Steine und Keulen. Aber was war dann erst vor 14 Milliarden Jahren los, also vor dem Urknall, bevor es diese Welt überhaupt gegeben hat? Da gab es für uns nur die Hölle. Da gab es kein Entrinnen für ein paar Jahrzehnte in diese Zwischenwelt namens Erde. Nur Schwefel, Pech und Finsternis. Zur Abwechslung vielleicht mal Kettengerassel. Sonst immer nur Hitze, Durst und Dunkelheit, tiefe, undurchdringliche Dunkelheit und keine Aussicht auf irgendein Licht.

Das war damals nach dem Engelssturz. Aber es wird noch schlimmer. Vor dem Engelssturz. Da war Krieg im Paradies. Es war die schönste, bunte, vielfältigste, friedlichste und fröhlichste Welt, die man sich vorstellen kann. Und Engel wüteten darin in Zerstörungswut, blindem Hass und Wahn. Was aber war vor dem himmlischen Krieg? Himmlischer Frieden. Alles ist gut und schön. Wahr. Lebendig. Selbst Luzifer ist noch nicht Luzifer, sondern der erste der sechs Erzengel. Er sitzt zufrieden in seinem Garten unter einem Ginkgo-Baum, schaut den Schmetterlingen zu, wie sie auf den Lotusblumen im Teich vor ihm die Flügel in der Sonne baden, und träumt vor sich hin. Dabei hat er einen schönen Gedanken. Erst ist es nur so ein Gefühl. Aber ein paar Milliarden Jahre später wird es für diesen Gedanken ein Wort geben: Macht.

**Andreas Thiel**, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Sangiovese in purezza

Von *Peter Rüedi*



Der Brunello di Montalcino, sagt die Homepage des Produzenten Pinino, sei der «Botschafter des italienischen Weins in der Welt». Das ist, vor dem Hintergrund des sogenannten Brunello-Skandals vor vier Jahren, eine kühne Behauptung. «Sogenannt» sage ich, weil das Vergehen einiger Produzenten in der sich rasant entwickelnden Zone gesamthaft gesehen zwar ein Etikettenschwindel, aber doch auch ein Kavaliersdelikt war. Sie machten, was andernorts erwünscht ist: Sie mischten dem Sangiovese einen kleinen Anteil Merlot und/oder Cabernet Sauvignon bei. Das eben wurde von den Brunello-Gralschützern streng verboten.

Das Konsortium besteht auf reinem Sangiovese, genauer gesagt: dem Klon, genannt Sangiovese grosso, den als Erster der Pionier Biondi Santi im ausgehenden 19. Jahrhundert eingesetzt hatte. Jedenfalls stand der «Botschafter des italienischen Weins» mit ziemlich abgesägten Hosen, um nicht zu sagen: in des Kaisers neuen Kleidern, in der Landschaft, als die Verschnitt-Verstösse einiger schwarzer Schafe bekannt wurden. Vor allem die Amerikaner, moralistisch wie immer, zwangen zum Beispiel den Grossproduzenten Banfi, die Hälfte aller Weine aus dem inkriminierten Jahrgang 2003 zu deklassieren. Pinino hatte mit den Vorgängen nichts zu tun. Sein Brunello ist aus Sangiovese und sonst gar nichts (gereift zwei Jahre in mittelgrossen Fässern und zwei weitere in der Flasche). *No barrique*, die Finessen der Sorte werden nicht mit der Holzkeule erschlagen. Der Wein zeigt sich heute, sechs Jahre nach der Ernte, von «betörender Frische» (für einmal trifft die Floskel wirklich zu): wunderbar reife Frucht, dabei gut strukturiert. Rund, warm, reich, mit diskreten carameligen und interessant harzigen Untertönen.

Sind sich, wie in diesem Fall, der eher fundamentalistische Andreas März von *Merum* und der mehr rubensartigen Idealen zuneigende Robert Parker im Lobpreis eines Weins einmal einig, muss der ja schon sehr komplett sein respektive einen rechten Spagat aushalten. Ich stimme zu. Dem einen wie dem andern.

**Pinino: Brunello di Montalcino 2006**. 14%. Riegger, Birrhard. Fr. 39.40. [www.riegger.ch](http://www.riegger.ch)



# Sri Lanka Perle im Indischen Ozean

Expertenreise für Weltwoche-Leser: Entdecken Sie mit der Sri-Lanka-Reiseführer-Autorin Elke Frey das Tropenparadies vom 6. bis 24. Oktober 2012.

Auf dem Rücken von Elefanten sanft durch den Dschungel schaukeln, bei einer wohltuenden Ayurveda-Massage Körper und Seele entspannen, zwischen farbigen Korallenriffen im kristallklaren Wasser schnorcheln und am ältesten Baum der Welt die eigenen Wünsche auf Gebetsfahnen schreiben. Begleiten Sie uns dahin, wo der Pfeffer wächst, und erleben Sie eine Reise für alle Sinne.

Wir alle kennen den wohlschmeckenden Ceylon-Tee, aber nur wenige Leute wissen, wie das Land aussieht, das seit uralten Zeiten mit dem Paradies verglichen wird. Im Bergland erwarten den Besucher saftig grüne Teeterrassen und Gewürzgärten, im Südwesten des Landes ein Stück Regenwald, quer durch die Insel Kokospalmen und rundherum wunderschöne Küsten und Strände. Erkunden Sie den Garten Eden Südasiens im modernen Reisebus, und lassen Sie sich mit Booten auf 300 Jahre alten niederländischen Kanälen treiben, wo früher Zimt zum Meer transportiert wurde. Auf Safari stehen die Chancen gut, Leoparden und Elefanten hautnah zu erleben. Eine Kochdemonstration verspricht einen Einblick in die schmackhafte heimische Küche. Unterwegs geniessen Sie die fundierten Ausführungen der Sri-Lanka-Expertin Elke Frey. Entdecken Sie ein faszinierendes Land mit bewegter Vergangenheit, dessen grösster Schatz die wunderbaren Menschen sind, die Sie herzlich empfangen werden.



Elke Frey wurde in Niedersachsen geboren und ist heute freiberuflich als Autorin für diverse renommierte Reiseverlage tätig. Sie hat viele Jahre Studienreisen in Sri Lanka geleitet, was dazu führte, dass der Nelles-Verlag sie bat, einen Reiseführer über dieses wundervolle Land zu schreiben. Elke Frey gibt ihr profundes Wissen in täglichen Vorträgen an die Reisetilnehmer weiter.

über dieses wundervolle Land zu schreiben. Elke Frey gibt ihr profundes Wissen in täglichen Vorträgen an die Reisetilnehmer weiter.

#### Weitere Highlights:

- **Paradiesisch:** Mit dem Boot geht es zur idyllischen Pigeon-Insel – traumhafte Strände und glitzerndes Wasser, ein perfekter Platz zum Entspannen und Schnorcheln.
- **Künstlerisch:** Der Vatadage-Rundtempel und der Felsenschrein Gal Vihara mit den beeindruckenden Steinreliefs sind auch für Vielreisende ein aussergewöhnliches Erlebnis.
- **Himmlich:** Der sagenumwobene Löwenfels Sigiya ragt rund 200 Meter in die Höhe. Ein früher Aufstieg zur Himmelsfestung lohnt sich!
- **Wo der Pfeffer wächst:** Beim Besuch der Gewürzgärten von Matale erfahren Sie, wie Curry, Zimt und Pfeffer wachsen. Ein Erlebnis für alle Sinne!
- **Genüsslich:** Von saftig grünen Teeterrassen ins Herz einer Teefabrik – solch einen frischen Ceylon-Tee bekommen Sie nirgendwo anders.
- **Tierisch:** Beim Besuch eines Elefantenwaisenhauses und einer Schildkrötenfarm erleben Sie die Bemühungen zum Schutz der Tiere hautnah.

- **«Das Ende der Welt»:** Ein Spaziergang in der Hochebene des Horton-Plains Nationalparks führt Sie an einen 700 Meter tiefen Steilabhang – ein Ort voller Legenden!
- **Spirituell:** Die buddhistisch-friedliche Lebensweise, kunstvoll verzierte Tempelanlagen und buntpflanzende Gebetsfahnen begleiten Sie auf Schritt und Tritt.
- **Spannend:** «Von der Träne zur Perle im Indischen Ozean – die wechselhafte Geschichte des Inselstaates» – eines der Vortragsthemen von Elke Frey.

#### Weltwoche-Spezialangebot

#### Expertenreise für Weltwoche-Leser: Sri Lanka

Mit Elke Frey, 6. bis 24. Oktober 2012

#### Reisearrangement

Für Abonnenten:	Fr. 5750.–
Für Nichtabonnenten:	Fr. 5950.–
Teilnehmerzahl:	max. 25 Personen

#### Detailprogramm/Anmeldeformular

Weitere Informationen zur Reise finden Sie auf [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub).

#### Veranstalter

Reiseveranstalter ist die auf Expertenreisen spezialisierte Reiseagentur cotravel in Allschwil BL ([www.cotravel.ch](http://www.cotravel.ch)).

Telefon: 061 308 33 00

E-Mail: [cotravel@cotravel.ch](mailto:cotravel@cotravel.ch)





Auto

## Das grosse «Wrrrooamm»

Den offenen Jaguar XKR-S wie ein Gentleman zu fahren, braucht einen gefestigten Charakter. Luxus-Cabrios, Teil II. Von David Schnapp

Im Zusammenhang mit der britischen Automarke Jaguar gibt es ein grosses Missverständnis. Die Briten brachten den E-Type (*Weltwoche* Nr. 24/11) über den Enzo Ferrari gesagt hat, es sei «das schönste Auto, das je gebaut wurde». Trotzdem ist der E-Type nicht der Kern der Marke Jaguar. Das ist viel eher der XK, der 1948 auf der London Motor Show vorgestellt wurde und den man ohne Dach, mit Dach und mit versenkbarem Dach bis 1960 baute. Dann folgte der erwähnte E-Type, und 1996 belebte Jaguar die XK-Reihe wieder, die aktuelle Generation wird seit 2006 hergestellt,

und man hat es hervorragend verstanden, das Modell in verschiedensten Ausführungen und Motorenstärken durchzudeklinieren. Nun scheint das Ende der Möglichkeiten dieser Baureihe erreicht, der XKR-S Convertible ist der stärkste, schnellste offene Jaguar aller Zeiten.

Mehr geht vermutlich nicht, man merkt dem Wagen an, dass er schon ein paar Jahre alt ist. Gerade deswegen ist es erstaunlich, was die Jaguar-Ingenieure aus dem bekannten 5-Liter-Kompressormotor herausholen. In nackten Zahlen sind es 550 PS und ein maximales Drehmoment von 680 Newtonmetern, die der V8 über ein 6-Gang-Automatikgetriebe an die Hinterräder abgibt. Erst bei 300 km/h ist Schluss, und die Geschwindigkeitsanzeige geht genau so weit. Entweder traut man bei Jaguar diesen beeindruckenden Zahlen selbst nicht ganz, oder wir haben es mit klassischer britischer Zurückhaltung zu tun.

Vieles ist wunderbar an dem Auto, auch wenn die Grundform mit allerlei Schürzen-, Schweller- und Spoiler-Beiwerk ziemlich strapaziert wird. Setzt man sich hinein, ist man umgeben von weichem, wohlriechendem Le-

der und wenigen, schön gemachten Bedienelementen. Viele Tasten sind edel mit Chrom eingefasst. Irritierend sind deshalb die Knöpfe für das Öffnen des Dachs sowie die Kofferraum- und Tankentriegelung, die aussehen, als kämen sie aus alten Ford-Beständen.

### Kleine Explosionen

Nach dem Drücken des rot pulsierenden Startknopfs ist es allerdings vorbei mit der vornehmen britischen Art. Nun ist innere Stärke und Charakterfestigkeit gefragt, denn der XKR-S hat, bei aller Noblesse, eine rohe, wilde Seite. Nicht nur bei der Leistung, auch beim Sound des Motors pressen die Jaguar-Techniker alles aus dem V8-Kompressor. Er dröhnt und röhrt, kleine Explosionen begleiten die Schaltvorgänge von oben nach unten – es ist eine helle Freude. Auch wenn die 6-Gang-Automatik nicht mehr ganz zeitgemäss ist, schaltet sie für uns Laien schnell genug und sanft dazu. Noch besser geht es mit den Schaltpaddles am Lenkrad von Hand, dann beschleunigt der Jaguar XKR-S mit einem grossen «Wrrrooamm» in 4,4 Sekunden von null auf hundert. Das Wichtigste zum Schluss: Bevor man losfährt, sollte das Dach geöffnet sein, während der Fahrt geht das nämlich nicht, und ohne Dach ist einfach alles viel schöner.

Nächste Woche: das BMW-M6-Cabrio

### Jaguar XKR-S Convertible

Leistung: 550 PS, Hubraum: 5000 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 300 km/h  
Preis: Fr. 189 300.–



# Wachgeküsst

Die Menschenrechtsaktivisten Daniela Truffer, 46, und Markus Bauer, 49, sind seit fünf Jahren ein Paar. Sie war ein Zwitterkind und wollte ihre Geschichte öffentlich machen. Er half ihr dabei. *Teil 2*

**Daniela:** Ich lebte jahrelang versteckt und war wie gefangen in einem zurechtoperierten Körper, dessen Richtigkeit ich anzweifelte, seit ich ein kleines Kind war. Meine Eltern gerieten bei meiner Geburt unter enormen Stress. Ein Zwitterkind. Was sagt man den Verwandten, wie erzieht man ein solches Kind, welche Spielsachen kauft man ihm? Früher – und auch noch heute – nahmen die Ärzte den Eltern die Entscheidung ab, sie beruhigten, ordneten das Kind aufgrund seiner diffusen Geschlechtsmerkmale einem Geschlecht zu, operierten es. Sie lösten das Problem. Aber nur vordergründig.

**Markus:** Sie war kein Girlie-Girl und eher introvertiert. Ich fand sie toll. Dass sie ehrlich war, mich zu einem Zeitpunkt informierte, als noch keine grossen Gefühle involviert waren, es die Möglichkeit gab, mich davonzuschleichen, fand ich selbstbewusst. Daniela erzählte mir in den folgenden Monaten viel: davon, wie sie sich in der Primarschule in einen Jungen verliebte, sich aber sofort sagte: «Das geht nicht, ich bin kein richtiges Mädchen.» Von den Genitaloperationen, den Schmerzen, den Hormonbehandlungen, die im Teenageralter Wechseljahrbeschwerden auslösten. Erst dann realisierte ich, wie sehr sie darunter litt, angelegen und zurechtgestutzt worden zu sein, weil andere es so entschieden und auch weil die Erwachsenen beschlossen hatten, über ihren Zustand zu schweigen. Das krampfhaft Verstecken einer Wahrheit geht nie auf, denn daraus entstehen Lebenslügen. Das ist meine felsenfeste Überzeugung.

**Daniela:** Markus unterstützte mich sehr darin, an die Öffentlichkeit zu treten, und blieb seither an meiner Seite. Es war ein folgenreicher Schritt, wie wir beide wussten. Obwohl ich seit meiner Kindheit eher verschlossen bin, es nichts Unangenehmeres gab, als im Mittelpunkt zu stehen, war es mir ein grosses Bedürfnis, zu zeigen, wer ich wirklich bin. Mein Outing ist mit einer Aufklärungsarbeit verbunden, denn die kosmetischen Genitaloperationen sehe ich heute als Menschenrechtsverletzung. Auch wenn die Chromosomen-Untersuchungen eindeutig sind, sollten Zwitterkinder nicht als Babys operiert und



«Das Thema verschlingt uns beinahe»: Liebespaar Bauer-Truffer.

einem Geschlecht zugewiesen werden. Das heisst nicht, dass ein solches Kind nicht als Mädchen oder Junge erzogen werden kann. Aber es sollte sich im jungen Erwachsenenalter selbst entscheiden können, was es wirklich sein will. Dass ich bei freier Wahl ein Junge geworden wäre, bezweifle ich stark. Darum geht es nicht. Sondern darum, dass einem eine Geschlechtszugehörigkeit nicht aufgezwungen und anoperiert werden sollte.

**Markus:** In der Zwischenzeit ist Daniela wahrscheinlich die bekannteste Intersexuelle des Landes, und das Thema verschlingt uns beinahe. Es gibt sehr viel zu tun, vor allem weil die Aufarbeitung des Tabus noch in den Kinderschuhen steckt. Obwohl in der Schweiz Tausende von Betroffenen leben, sind sie unsichtbar. Daniela spricht im Namen vieler anderer, da sind wir uns sicher. Sonst würden wir die enormen Anstrengungen, die mit unserem Engagement verbunden sind, nicht auf uns nehmen. Es geht um Aufklärung, um ein Ver-

bot von kosmetischen Genitaloperationen an Kindern und um die Schaffung eines psychosozialen Angebots für betroffene Eltern, die Hilfe und Beratung benötigen.

**Daniela:** Heute fühle ich mich wie befreit, wachgeküsst und zum Leben erweckt. Das verdanke ich auch Markus' Freundschaft und seiner Zuneigung. In meiner früheren Beziehung äusserte ich mich wenig, aber heute bin ich ein frecher Sack.

**Markus:** Wir müssen finanziell knapp durchkommen, und manchmal fallen wir einander schon ein bisschen auf die Nerven, auch weil wir beruflich und privat so eng zusammenarbeiten. Dann fliegen die Fetzen, und eine Zeitlang wollte Daniela mir alle paar Monate die Liebe aufkündigen. Frauen! Aber zusammen sind wir immer noch.

[www.zwischengeschlecht.org](http://www.zwischengeschlecht.org)  
Protokoll: Franziska K. Müller



## So sehen heute Höchstleistungen aus.

Bei besonders hohen Qualitätsansprüchen sind Ihre Zimmerleute am Werk. So ist auch der Treppenbau einer der Kompetenzbereiche dieses Handwerks mit Zukunft. Holz eignet sich für Treppen wegen seiner Flexibilität, des geringen Gewichts und der Kombinierbarkeit. Der moderne Baustoff Holz ist ökologisch und leistungsfähig – auch im Verbund mit anderen Materialien. Ganz zu schweigen von der Ästhetik und der Atmosphäre, die Holz ausstrahlt. Bauen auch Sie mit Holz, Ihnen und einer gesunden Umwelt zuliebe. [www.holzbau-schweiz.ch](http://www.holzbau-schweiz.ch)

**HOLZ**  
**MACHT STOLZ**